

ADR

 Soundbooks

Am Ende ist Licht

Thriller

von Kolja Martens

Sounddesign von Demian Martin

© 2018 Kolja Martens
Umschlaggestaltung, Illustration: Tim Dreeßen
Herausgeber: Kolja Martens
Verlag: Soundbooks Kolja Martens, Hohelandstraße 48, 23564 Lübeck
Sounddesign: Demian Martin
Druck: tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg
ISBN: 978-3-XXXX-XXXX-X

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

VORWORT

Dies ist ein Soundbook, das Erste seiner Art. Ein Soundbook besteht aus zwei Komponenten. Zum einen aus dem Buch, welches Sie gerade in den Händen halten, zum anderen aus einer klanglichen Untermalung. Zu jedem Kapitel gibt es einen Track, der die Stimmung und das Geschehen mittels Musik und Atmosphärenklängen verstärkt. Um das Buch im vollen Ausmaß zu erleben, können Sie sich im Android Play Store oder im iOS App-Store die App “Soundbook Player” herunterladen. Suchen Sie nach dem Titel dieses Buches, fügen Sie es ihrer Bibliothek hinzu, indem Sie auf das Herz drücken und aktivieren Sie es, indem Sie den unten stehenden QR-Code scannen.

Die Untermalung hat nicht den Anspruch, jeden Emotionswechsel aufzugreifen und zu verstärken. Sie soll eine Grundstimmung für das Kapitel schaffen und den Leser in der Geschichte fesseln. Lassen Sie sich fallen, genießen Sie die Klänge, lesen Sie die Geschichte.

Um den Verkaufspreis der Bücher im vertretbaren Rahmen zu belassen und Autoren und Musikern trotzdem faire Löhne zu zahlen, haben wir uns dafür entschieden, auf teure Marketing-Aktionen zu verzichten. Somit sind wir auf Ihre Hilfe angewiesen. Hat Ihnen das Buch gefallen und Sie wollen es ihren Freunden weitersagen? Benutzen Sie einfach den Hashtag #zeitfürsoundbooks

und nehmen Sie so automatisch an einer der regelmäßigen Verlosungen teil, mit denen wir “Danke” sagen.

Wir wünschen viel Vergnügen!

“And we thought, we were greater than nature”

Anonym

KAPITEL 1

DAVID

Als David aus seinem traumlosen Schlaf erwachte, wusste er noch nicht, was ihn geweckt hatte. Es war 4:32 Uhr. Er drehte sich auf die Seite und legte einen Arm über Sarahs Körper. Leise waren ihre gleichmäßigen Atemzüge zu hören und er genoss die Wärme und den Duft, der von ihr ausging. Leicht streichelte er über ihre Hand, darauf bedacht, sie nicht aufzuwecken. In diesem Zustand des Halbschlafs sah er mit fast geschlossenen Augen zum Fenster hinüber und erkannte, was ihn nur wenige Momente zuvor geweckt hatte. Es war nicht dunkel. Er brauchte einen Moment, seinen Körper davon abzuhalten, einfach wieder einzuschlafen. Ein grünlicher Schimmer erhellte die weißen Bettlaken, die Tapeten und ihren alten, hölzernen Kleiderschrank. Der Schein fiel von draußen durch die halb geöffneten Gardinen in ihr Schlafzimmer. Beinahe gespenstisch. David stand auf und ging langsam zum Fenster. Im Bett wälzte sich Sarah auf ihre andere Seite.

„Was ist denn los?“, fragte sie, die Worte schläfrig ineinander vermischt.

„Dieses Licht-...“

David beendete den Satz nicht, denn er hatte das Fenster erreicht und blickte voller Verwunderung über den kleinen Vorgarten ihres Einfamilienhauses auf die Straße, die aus

der Vorstadt heraus in die Hamburger Innenstadt führte. Auch draußen war alles von dem Licht bedeckt.

„Der Himmel.“

„Was ist mit dem Himmel?“. Sarah war aufgestanden und schlurfte schlaftrunken an seine Seite. Dann sah sie es auch.

„Sind das ...?“

„Ja. Ich glaube das sind Nordlichter“

Der Himmel war voll von grünblau schimmernden, durchsichtigen Schleiern die sich langsam bewegten, stärker wurden, wieder verschwanden und an anderer Stelle wieder auftauchten. Es war majestätisch und angsteinflößend zugleich.

Sie standen minutenlang dort, unfähig, ihre Gedanken in Worte zu fassen. Natürlich hatte David schon Bilder dieses Phänomens zu Gesicht bekommen, aber mit eigenen Augen hatte er es noch nie gesehen. Wie denn auch, er war nie viel gereist und wenn, dann nicht in den Norden. Ein Ferienhaus in Dänemark, das war seine weiteste Expedition in diese Himmelsrichtung gewesen.

„Wie ist das möglich? Ich meine...“ Sarah sprach das aus, was er sich schon die ganze Zeit fragte. Wie war es möglich, dass dieses Polar-Phänomen hier in Deutschland und dann noch mitten im Frühling zu sehen war?

„Ich weiß es nicht“, antwortete er und löste seinen Blick vom Himmel. Sein Laptop stand noch neben dem Bett. Er ging hin, setzte sich auf die Bettkante, legte den Laptop auf seinen Schoß und klappte ihn auf. Als der Startvorgang abgeschlossen war, begrüßte ihn sein Hintergrundbild, das

ihn mit Sarah vor einem Wasserfall zeigte. Er öffnete seinen Browser. Die Startseite erschien. Es war eine der führenden Online-Nachrichtenseiten. Sarah hatte inzwischen an seiner Seite Platz genommen und legte einen Arm um seinen Rücken.

„Hier ist nichts. Nur Nachrichten von gestern.“

David besuchte noch eine andere Nachrichtenseite, aber auch hier fand er nichts. Es war inzwischen kurz nach fünf. Da keiner der Beiden mehr schlafen konnte, beschloss Sarah das Frühstück vorzubereiten, während David noch kurz “Nordlichter” googelte. Auf Wikipedia fand er einige Bilder und überflog eine Erklärung zu ihrer Entstehung. Nichts, was er nicht schon wusste. Geladene Teilchen, die ständig von der Sonne ausgestoßen werden, kommen als sogenannte Sonnenwinde bei der Erde an und werden vom Erdmagnetfeld abgelenkt. Manchmal kommt es vor, dass die Teilchen an den Magnetpolen die Atmosphäre erreichen. Dann entsteht in Wechselwirkung mit der Atmosphäre dieses Licht. Aber normalerweise geschieht dies halt nur an den Magnetpolen und nicht in Deutschland, schon gar nicht mitten im Frühling.

Nach der Wikipedia widmete sich David noch kurz den sozialen Netzwerken. Auf Facebook und Twitter wurde schon von einigen Frühaufstehern gepostet und getwittert. Etwas Gescheites war noch nicht dabei. Nach einigen Minuten gab er auf und ging ins Bad um sich zu duschen. Dass dies für sehr lange Zeit das letzte Mal sein würde, wusste er nicht.

Sarah war eine schöne Frau. Wenn nicht sogar die schönste der Welt. David hatte sie kennengelernt kurz nachdem er den Feinkostladen seines Opas übernommen hatte. Damals hatte sie häufig dort eingekauft, meistens, das erzählte sie ihm erst Monate später, nur seinetwegen. Es hatte einige Wochen und vereinzelte, kurze Gespräche gedauert bis David sich über beide Ohren in die blonde Studentin verliebt hatte. Von da an wurden ihre Gespräche länger und Sarahs Einkäufe häufiger. Als David sie endlich nach einem Date fragte, sagte sie sofort zu.

Sie verbrachten ihr erstes Date in einem Restaurant, aßen, tranken und redeten, bis sie schließlich freundlich aufgefordert wurden das Restaurant zu verlassen, da es nun schließen sollte. Es regnete und er brachte sie unter seinem Regenschirm zu ihrer Wohnung. In dieser Nacht redeten sie noch lange vor der Wohnungstür im Schutz des Vordaches.

Zum Abschied küsste er sie.

Das war vor fast drei Jahren gewesen. Nun stand David frisch geduscht hinter Sarah in der Küche und schlang seine Arme um ihren Bauch, während sie Kaffee machte. Der Tisch war bereits für das Frühstück gedeckt.

„Hast du noch etwas herausgefunden?“, fragte sie und drehte sich zu ihm um. Die Nordlichter hatte er während der Dusche fast vergessen.

„Nichts. Einige Leute spekulieren auf Facebook über Magnetfelder und Sonnenwinde, andere meinten es sei

einfach nur ein extrem starker Sonnenwind gewesen, aber etwas wirklich Brauchbares war noch nicht dabei.“

Er gab ihr einen kurzen Kuss, wandte sich ab, holte zwei Kaffeetassen aus dem Schrank und stellte sie auf den Tisch. Sie aßen und sprachen dabei über die grünen Schleier, die langsam von der aufgehenden Sonne verdrängt wurden. Als sie aufgeessen hatten machte sich David fertig für die Arbeit.

„Ruf mich an, wenn irgendetwas ist oder es etwas Neues gibt“, sagte er, während er sich in der Küche noch einen Kaffee für den Weg einschenkte.

„Ja, natürlich. Fahr vorsichtig.“

„So wie immer.“ Er sah sie an, zwinkerte ihr zu. Sie lächelte.

„Ich rufe dich später an, jetzt muss ich wirklich los.“

Dann küsste er sie, drehte sich um und ging zu seinem alten Volvo.

Auf der Fahrt in die Stadt sah er mehr Leute auf der Straße als normalerweise. Kinder mit ihren Eltern, die die letzten Schleier am Himmel erahnten. Die Kinder sahen mit großen Augen nach oben. Ihnen stand die Faszination ins Gesicht geschrieben. Die meisten Erwachsenen machten Fotos und wirkten ausgelassen, während andere die Stirn in Falten zogen.

Er parkte auf dem Kundenparkplatz vor dem Feinkostgeschäft. „Schneider Delikatessen“ prangte in großen Buchstaben über der Eingangstür. David schloss

sie auf und betrat den Verkaufsraum. Er liebte den Geruch der ihm entgegenkam. Es war eine Mixtur aus allen möglichen Gewürzen, Tees, alten Weinfässern und Altbau. Der Raum war hell und offen, in der Mitte befanden sich zwei Tische auf denen neben schmuckvollen Ölfaschen, Marmeladen und Schokolade aller erdenklichen Sorten drapiert waren. An der linken Wand stand ein großes Regal mit Gewürzen und Honig aus aller Welt. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein noch größeres Regal, darin lagerten Fässer mit Ölen, Essig und Whisky, die sich der Kunde selbst abfüllen konnte. Das Weinregal stand neben dem Kassentresen an der dem Schaufenster entgegengesetzten Wand und fasste beinahe 300 Weinsorten. Mehr befand sich im Lager, welches durch eine kleine Tür hinter dem Tresen zu erreichen war.

David drehte das Schild an der Tür um, sodass von draußen nun „Open“ zu lesen war und ging hinter den Tresen. Er startete den PC und meldete sich an. Eigentlich hatte er sich am Vortag vorgenommen, einige neue Weine zu bestellen und sein Lager zu sortieren. Aber die Sache mit den Nordlichtern spukte ihm immer mehr im Hinterkopf herum. So öffnete er seinen Browser und tippte wieder die Adresse der Nachrichtenagentur ein und drückte auf Enter. Sofort bekam er die Rückmeldung, er solle sich mit dem Internet verbinden. Das war ungewöhnlich. Der PC war per Kabel direkt mit dem Router verbunden. Bis zu diesem Tag hatte es immer funktioniert. Ohne große Hoffnungen kroch er unter den Tresen und startete den Router neu. Er kam unter dem

Tresen hervor und schaute auf den Bildschirm. Keine Veränderung. Der PC war mit dem lokalen Netzwerk verbunden, dieses aber nicht mit dem Internet.

„Merkwürdig“, nuschelte er das vor sich hin, was er dachte. Er holte sein Handy aus seiner Hosentasche und schaltete es ein. Das Internet funktionierte noch. Gerade als er die Online-Nachrichten aufrufen wollte, fiel ihm etwas auf. Das Wetter-Widget auf seinem Homescreen zeigte Gewitter an. Während draußen die Sonne schien. Das wurde langsam wirklich seltsam. Erst bei näherem Hinsehen erkannte er, dass der Standort, auf den sich die aktuelle Wetterlage bezog, nicht stimmte. „Warschau“ stand in kleinen Buchstaben rechts unter der Gewitterwolke. Warschau. Nicht Hamburg.

Sofort griff er zum Festnetz Telefon und wählte Sarahs Nummer. Nach dem ersten Klingeln meldete sich ihre weiche Stimme: „Ja?“

„Ich bin’s. Alles in Ordnung bei dir? Das Internet ist ausgefallen und das GPS spielt verrückt. Hast du irgendetwas Neues herausgefunden?“ Noch während er sprach hörte er Störgeräusche in der Leitung. Danach Stille. „Sarah?“

Einige Momente später ein kratziges: „David?“

„Kannst du mich hören?“ Er wurde langsam sichtlich nervös.

„Ja, jetzt wieder.“ In ihrer Stimme konnte er die Verunsicherung hören. „Sie berichten gerade im Fernsehen“

Er hörte wie der Fernseher lauter gestellt wurde, damit er mithören konnte.

„... Flugverbot nach dem Absturz über Kanada. Zudem ist in weiten Teilen des Landes das Internet und die GPS Navigation ausgefallen. Die Regierung bittet die Bevölkerung, Ruhe zu bewahren und sich angemessen zu verhalten. Wir schalten nun live nach Stuttgart in das Institut für Geophysik zu Herrn Professor Ditmar Braun. Herr Braun, können Sie uns noch einmal erklären was hier im Moment passiert?“

Es entstand eine kurze Stille. Dann hörte David einen Mann sprechen. Er war trotz der schlechten Verbindung relativ gut zu verstehen.

„Hm, vielen Dank. Ja, also, wir haben es hier mit einer Umpolung des Erdmagnetfeldes zu tun. Das heißt der Nordpol wird zum Südpol und andersherum. Während das passiert, entstehen überall auf der Erde neue Pole, das Erdmagnetfeld sieht dann nicht mehr aus wie das eines normalen Stabmagneten, sondern ist chaotisch und ungeordnet. Das kann mehrere Tage oder Wochen so bleiben. Wenn die Umpolung abgeschlossen ist, zeigt jeder Kompass nach Süden. Das geschieht seit 40 Millionen Jahren circa alle 250.000 Jahre. Das letzte Mal ist es vor 780.000 Jahren passiert, wir waren also lange überfällig.“ Er machte eine kurze Pause, wie um seine Gedanken zu sortieren. Seine Stimme klang fahrig. „Um zu verstehen, welche Folgen das haben wird, muss man zunächst verstehen, wozu das Erdmagnetfeld gut ist. Die Sonne stößt ständig geladene Teilchen in alle Richtungen aus. Das

ist der sogenannte Sonnenwind. Ohne das Erdmagnetfeld wären wir diesem Hagel an Teilchen ungeschützt ausgeliefert, unsere Atmosphäre würde sich verändern, das Ozon würde verschwinden und die Erde wäre für Menschen und viele Tier- und Pflanzenarten völlig unbewohnbar. Denn das Ozon schützt uns vor der ultravioletten Strahlung der Sonne, kurz UV-Strahlung. In den nächsten Wochen müssen wir also mit einem Anstieg der Sonnenintensität rechnen.“

„Und was hat diese Umpolung mit den technischen Aussetzern der letzten Stunden zu tun?“, schaltete sich der Nachrichtensprecher ein.

„Hm, ja. Da sind induzierte Überspannungen in elektrischen Geräten und in den Schaltkreisen von Satelliten. Dort, wo die Satelliten im Weltraum um die Erde kreisen, ist das Magnetfeld um einiges schwächer, selbst wenn es stabil ist. Satelliten sind deshalb gerade jetzt extrem anfällig für Sonnenwinde. Es wird sich zeigen, wie schnell die Schäden an den Satelliten behoben werden können, die für den Ausfall von Internet, Fernsehen, Wettervorhersagen und GPS in einigen Regionen verantwortlich sind. Sicher ist aber, dass wir in den nächsten Stunden und Tagen weitere Satelliten verlieren werden.“

„Warum das?“ Der Nachrichtensprecher klang besorgter als er klingen dürfte.

„Wir haben es gleichzeitig mit einer stark erhöhten Sonnenaktivität zu tun“, sagte Professor Braun. „Um genau zu sein: die höchste seit Beginn der

Aufzeichnungen. Vielleicht ist diese ungewöhnliche Sonnenaktivität der Auslöser für die Umpolung, das wissen wir aber nicht sicher. Wir haben diesen speziellen Sonnensturm vor einigen Tagen entdeckt und die Ankunftszeit von ungefähr 13:30 Uhr berechnet. Zu diesem Zeitpunkt sind wir fast vollständig der Sonne zugewandt, deshalb wird uns der Sonnensturm stärker treffen als die Vereinigten Staaten oder Australien. Dennoch ist die ganze Erde betroffen. Tiefe Nacht ist zu diesem Zeitpunkt nur über dem Pazifik.“

„Und was bedeutet das für die Bürger?“

„Bleiben Sie in Ihren Häusern und versuchen Sie dem Sonnenlicht auszuweichen. Schon heute Nachmittag könnte die Strahlung so stark sein, dass Sie innerhalb von wenigen Minuten einen Sonnenbrand bekommen. Es kann außerdem zu großflächigen Stromausfällen kommen. Halten Sie sich fern von Transformatoren und Hochspannungsleitungen. Trotzdem müssen Sie Ruhe bewahren, verhalten Sie sich rücksichtsvoll und helfen Sie Ihren Mitmenschen.“

„Vielen Dank nach Stuttgart an Professor Braun für diese Einschätzung. Auch die Bundesregierung rät dazu, die Ruhe zu bewahren und...“ Den Rest bekam David nicht mehr mit, denn Sarah hatte den Fernseher wieder leiser geschaltet.

„Was machen wir denn jetzt?“ Sarah klang leise und verängstigt.

„Ich komme nach Hause. Jetzt will sowieso niemand Whisky kaufen.“

„Das ist gut. Die Leute auf der Straße sind schon völlig aufgeregt. Mir kommt das alles komisch vor, David. Bitte sei vorsichtig!“

„Natürlich, ich bin sofort da.“

„Ich liebe dich.“

„Ich liebe dich auch!“

Damit legte er auf. Er stand einige Minuten still neben dem Telefon und überlegte, was nun zu tun sei. Dann griff er erneut zum Hörer, wählte Sarahs Nummer, aber die Leitung war tot.

KAPITEL 2

DAVID

David stand inmitten von aufgerissenen Kartons. Eine böse Ahnung hatte ihn ins Lager rennen und nach haltbaren Lebensmitteln suchen lassen. Was wenn der Stromausfall länger andauern würde? Länger als bis morgen. Länger als ein paar Tage. Er wollte sich gar nicht ausmalen, was danach passieren konnte. Und wenn die Sonne erst so stark war, dass sie das Haus nicht mehr verlassen konnten, wären sie völlig von der Lebensmittelversorgung abgeschnitten.

Er kramte durch die Kartons, stapelte Konservendosen mit eingelegtem Fisch, Tomaten und Oliven in eine stabile Kiste. Zwei große Hände voll mit Schokolade und einige Flaschen Saft. Er legte noch zwei Flaschen Obstbrand dazu, der hohe Alkoholgehalt könnte sich vielleicht als nützlich erweisen. Ölfaschen, Pumpernickel, Honig- und Marmeladengläser beförderte er in eine zweite Kiste. Er trug die vollen Kisten durch den Verkaufsraum auf den Parkplatz. Es war inzwischen fast 11 Uhr, die Sonne schien und es war einer der ersten Tage im Jahr, an dem die Luft wirklich warm wurde. In anderthalb Stunden würde der Sonnensturm die Erde treffen. Auf der Straße war viel Verkehr, gehetzt wirkende Menschen eilten den Gehsteig entlang.

David stellte die Kisten auf den Boden und beeilte sich den Wagen aufzuschließen. Sein Wagen hatte keine Zentralverriegelung, geschweige denn einen Funkschlüssel. Er fummelte den Schlüssel aus der Tasche und sah dabei wie zwei Männer ihn von der anderen Straßenseite beobachteten. Beide waren etwa in seinem Alter. Es lief ihm kalt den Rücken herunter und seine Hände wurden schwitzig. Dann bekam er jedoch den Schlüssel zu fassen, steckte ihn in das Schloss und drehte ihn um. Schnell stellte er die beiden Kisten nebeneinander in den geräumigen Kofferraum des Kombis und schlug die Heckklappe wieder zu. Als er sich umdrehte, waren die Männer wieder verschwunden.

Er drängelte sich durch den Verkehr, so wie alle anderen auch. Auf der Stadtautobahn gab es Stau, weil etliche Fahrzeuge liegen geblieben waren. Er fuhr vorbei an Audis, Mercedes und Teslas, alle mit neuerem Baujahr. Wahrscheinlich hatte die feine Elektronik der Autos den Sonnenwinden, die jetzt schon die Erde trafen, nicht standgehalten. Es brauchte ja nur ein kaputtes Bauteil und der Wagen gab den Geist auf. Die Besitzer standen daneben, wild auf dem Handy herumtippend, scheinbar ohne jeden Erfolg. David hoffte nur, sein guter, alter Volvo würde ihn noch bis nach Hause bringen.

Nachdem er die Autobahn verlassen hatte, kam David an einem kleinen Drogeriemarkt vorbei. Einige Leute hasteten hinein und heraus. Sie wirkten gestresst und

hatten haltbare Lebensmittel, Wasserflaschen und Kerzen unter den Armen. Auf ihren Gesichtern standen Sorgen, Angst und Ungewissheit, jedoch noch keine Panik. Er stellte den Wagen vor dem Laden ab und schickte ein Stoßgebet in den Himmel, er möge später wieder anspringen.

Im Laden herrschte Chaos. Eine völlig überforderte Kassiererin versuchte, die vielen Menschen daran zu hindern, den Laden ohne Bezahlung zu verlassen. Zwei Frauen stritten, wer die letzte Babynahrung bekam. Ein Halbwüchsiger ging durch die Regalreihen und riss wahllos Dinge heraus. Einige Sachen nahm er mit, andere warf er hart auf den Boden, wo sie zerplatzten oder zerbrachen. Mehrere Menschen versuchten, sich einen Weg durch das Chaos zu bahnen, um noch ein paar Dinge für ihre Familien zu bekommen. Es war ein Bild der Verwüstung.

David lief los. Er hätte nicht gedacht, dass die Situation so schnell eskalieren würde. Obwohl es ihm schwer fiel, versuchte er die verzweifelten Frauen zu ignorieren. Er konnte und wollte sich gar nicht vorstellen, wie sie sich gerade fühlen mussten. In der Hautpflege Abteilung ließ er den Blick über das halb leere Regal schweifen. Als er die Sonnencreme gefunden hatte, steckte er sich mehrere Tuben in die Jackentaschen und machte sich wieder auf den Rückweg. Im Vorbeigehen nahm er neben Energieriegeln noch eine große Packung Teelichter mit und half einer jungen Frau, die sich nach Küchenpapier reckte. Wozu auch immer sie das jetzt benötigte. Er steckte ihr noch eine Tube seiner Sonnencreme zu,

schlängelte sich dann vorbei an der Verkäuferin und verließ den Laden ohne zu zahlen. Der Motor startete glücklicherweise ohne Probleme.

Sarah hatte den Vormittag damit zugebracht, zu versuchen, auf allen möglichen Wegen ihre Eltern zu erreichen. Dass ihre Eltern seit nunmehr fast 40 Jahren in den Vereinigten Staaten lebten, machte ihr Unterfangen nicht gerade einfacher. Sie hatte es schließlich geschafft eine Telefonverbindung zu ihrer Mutter herzustellen. Von ihr erfuhr sie, dass auch sie und ihre kleine Schwester die Polarlichter gesehen hatten und dass sie bei ihrem Nachbarn unterkommen konnten, wenn es brenzlig werden würde. „Der ist auf so etwas vorbereitet“, hatte ihre Mutter gesagt. Sarah hoffte nur, dass es sich bei diesem Nachbarn nicht um einen Zombie-Apokalypsen-Fanatiker handelte. Dann war die Überseeverbindung mit einem Knacken abgebrochen. Das alles erzählte sie David in dem Moment, als er zur Tür hereinkam. Ihre Stimme überschlug sich, sodass er nur die Hälfte verstand. Inzwischen hatte er die beiden Lebensmittelkisten auf den Küchentresen gestellt und machte sich daran, ihren Inhalt in die Schränke einzusortieren.

„Ich hoffe einfach sie kommen klar“, schloss Sarah.

„Da bin ich mir ganz sicher. Deine Pubertät haben sie ja auch überstanden.“ David zwinkerte ihr zu, woraufhin sie ihm auf den Arm boxte.

Sarah hatte bis zum Ende ihrer Schullaufbahn bei ihren Eltern und ihrer jetzt 10 Jahre alten Nachzügler-Schwester

Rachel in den USA gelebt. Ihr perfektes Deutsch verdankte sie der bilingualen Erziehung ihrer ursprünglich aus Deutschland stammenden Eltern. Aus Erzählungen wusste David, dass ihre Pubertät alles andere als ruhig verlaufen war. So war sie mehrmals abgehauen, hatte sich heimlich mit Jungen getroffen, mit denen kein Vater die Tochter gerne zusammen sah und hatte aus ihrem Kinderzimmer eine Teenie-Festung gebaut, in die niemand auch nur eine Zehenspitze setzen durfte. Einige Monate nach ihrem 18. Geburtstag hatte sich die Lage etwas entspannt und es gab wieder das erste gemeinsame Frühstück. In der Schule strengte sie sich wieder an, denn sie hatte nun ein Ziel vor Augen. Sie wollte in Deutschland BWL studieren und einen Master in „International Business and Sustainability“ machen. Was sie reizte war das Land, welches sie nur aus Erzählungen ihrer Eltern und einem lange zurückliegenden Sommerurlaub kannte. Betriebswirtschaftslehre mit internationaler Ausrichtung war zwar nicht ihr Traumstudium, aber der sinnvolle Mittelweg zwischen finanzieller Sicherheit und Selbstverwirklichung.

„Der Weltuntergang ist nichts im Vergleich zu meiner Pubertät“, schmunzelte Sarah. Dann wurde sie wieder ernst. „Die Regierung wird das doch wieder hinkriegen, oder?“

„Ja, natürlich. In ein paar Tagen ist das hier alles vorbei. Und außerdem-“, er deutete mit einer ausladenden Geste auf ihre Vorräte. „hat glaube ich niemand in der ganzen Stadt so viele leckere Sachen im Vorrat wie wir. Wenn wir

sparsam sind und du keine spontanen nächtlichen Fressorgien veranstaltest, reicht das alles sicherlich für vier Wochen, wenn nicht sogar länger. Wir müssen einfach-“ Ein lauter Knall aus dem Keller unterbrach seinen Satz. Dann noch einer von der Straße her. Das Licht über dem Herd erlosch. Und dann Stille. Erst nach einigen Momenten erkannte David, warum ihm die Stille so viel drückender und undurchdringlicher vorkam als das, was sonst ihre Wohnung füllte. All die Geräusche, die man sonst für selbstverständlich hielt, waren verstummt. Kein Summen des Kühlschranks. Kein Wummern der schleudernden Waschmaschine. Nichts. Der Strom war weg und David wusste, dass er es erstmal bleiben würde.

KAPITEL 3

DAVID

Der Sonnensturm hatte die Erde erreicht. Zuerst wurden die letzten verbleibenden Satelliten zerstört. Als die geladenen Teilchen an vier der insgesamt 8 Magnetpole die Erdoberfläche Spaniens, Russlands, Indiens und Südafrikas erreichten, induzierten sie einen starken Strom in das Stromnetz. Keine 30 Sekunden später gab es die ersten Kurzschlüsse. Transformatoren gingen in Flammen auf. Es folgte eine Kettenreaktion. Da die Kraftwerke weiter Strom produzierten, es aber keine Abnehmer mehr gab, die den Strom verbrauchen konnten, wurden weite Teile des Stromnetzes überlastet. Es gab einfach zu viel Strom. Etwa eine Minute später hatte sich der Stromausfall weit über die Landesgrenzen ausgebreitet, ganz Europa war zum Stehen gekommen. Ältere U-Bahnen konnten nicht mehr kontrolliert werden und fuhren ungebremst in Bahnhöfe ein, Ab- und Frischwasserpumpen fielen aus, in OP-Sälen wurde es kurz dunkel. Notstromaggregate schalteten sich ein. Ihr Diesel würde noch für einige Tage reichen, bis Operationen beendet waren und die letzten Flugzeuge, deren Schaltkreise noch halbwegs zuverlässig funktionierten, sicher gelandet waren. Die meisten Flugzeuge segelten jedoch antriebslos mit hydraulischer Notsteuerung zu Boden, wo sie Häuser einrissen und in großen Feuerbällen zerschellten. Obwohl das Telefonnetz

in Teilen noch funktionierte war es unmöglich einen Notruf abzusetzen, da alle Leitungen belegt waren. Außerdem störten die Sonnenwinde schon seit dem Vormittag alle mobilen Funkverbindungen. So war auch die Kommunikation unter den noch einsatzfähigen Rettungskräften unmöglich geworden. Etliche Menschen starben in zerstörten Zugabteilen und brennenden Häusern. Dort wo Hilfe gebraucht wurde, kam keine an. Schreie halfen nichts, denn wer einen hörte, war zu sehr mit seiner eigenen Lage beschäftigt, als dass er hätte helfen können. Wäre es jemandem möglich gewesen das kollektive Leid dieses Tages zu spüren, hätte es demjenigen das Herz zerrissen.

Von all dem konnte David noch nichts ahnen, als er mit einer Taschenlampe vor dem Sicherungskasten im Keller stand. Von den Plastikteilen in dem Metallkasten war nicht mehr viel zu erkennen. Der Strom hatte sich einen Weg gebahnt und dabei eine Spur von heißen, verkohlten Bauteilen hinter sich gelassen. Ein Wunder der Materialwirtschaft, dass der Kasten kein Feuer gefangen hatte. Etwas zu retten oder zu reparieren gab es hier trotzdem nicht mehr. Durch die kleine Kellertür hörte er Sarahs Stimme rufen, konnte aber nicht verstehen was sie sagte. Als er die schmale Kellertreppe wieder hinaufgestiegen war, sah er Sarah an der offenen Tür auf die Straße blicken. Es dauerte zwei Herzschläge, bis sich diese neue Panik in seinem ganzen Körper ausgebreitet hatte. Die Angst vor der Sonnenstrahlung, die ab jetzt ihr Leben beherrschen würde. Er stürmte los und war mit ein

paar großen Sätzen bei Sarah, packte sie an der Hüfte und riss sie seitlich zu Boden. Sie prallten schmerzhaft auf und David trat mit dem Fuß nach der Tür, die mit einem Knall zuschlug.

„Was ist den los mit dir?“ Sarah hielt sich aufgebracht die Schulter.

„Mein Gott Sarah!“ David schrie sie nun an, unfähig die Panik die immer noch in im zirkulierte zu zügeln. „Du hast es doch im Fernsehen gesehen! Die Strahlung!“

Sarah sah ihn verängstigt an.

„Du kannst nicht einfach ...“ David merkte, wie die Anspannung langsam von ihm abließ. Sarah hatte leise angefangen zu weinen. Um einiges ruhiger fuhr er fort: „Wir müssen ab jetzt einfach vorsichtiger sein. Wir können nicht mehr einfach so nach draußen gehen. ‚Ein Sonnenbrand in wenigen Minuten‘ hat der Professor gesagt.“ Er nahm sie in den Arm und plötzlich kam ihm seine Reaktion von eben doch etwas übertrieben vor. „Ich habe einfach Angst um dich.“

Er spürte, wie sie nickte und gab ihr einen Kuss auf den Kopf. Erst jetzt, als er einen Blick aus dem Fenster neben der Tür warf, bemerkte er, warum Sarah ihn überhaupt gerufen hatte. Der Stromkasten an der gegenüberliegenden Straßenseite brannte langsam vor sich hin.

Da es am Vortag geregnet hatte und der Stromkasten nicht in unmittelbarer Nähe von etwas Brennbarem stand, hatten die Beiden nur versucht, die Feuerwehr anzurufen. Natürlich blieb es bei dem Versuch. Anschließend hatten

Sarah die Badewanne voll Wasser laufen lassen. Auf die passiv aggressive Frage Davids, was das nun solle, erklärte sie ihm, dass dies nun ihr Trinkwasservorrat sei. Daraufhin entschuldigte sich David und machte sich daran, alle Vorhänge des Hauses zuzuziehen. Ihm war klar, dass die Fensterscheiben die UV-Strahlung abhielten, deshalb bekam man auch auf langen Autofahrten keinen Sonnenbrand, aber ihm war wohler dabei, die Welt dort draußen auszusperrern. Sie sortierten ihre Vorräte und bevor sie sich versahen brach die Dämmerung herein. Im Kühlschrank, der immer noch ein wenig kalt war, hatten sie die verderblichen Lebensmittel gestapelt, die sie am Abend und in den nächsten Tagen zuerst essen würden. Die Konservendosen und Einmachgläser hatten sie in einem Schrank zusammengestellt. Sie sollten für die nächsten 3 Wochen genug zu essen haben.

Es legte sich eine Stille über ihr Haus und der Abend kehrte ein. David öffnete die Vorhänge vor der Terrassentür die auf ihre große, von Hecken umgebene Terrasse führte. Nur die dem Haus abgewandte Seite war unbewachsen und gab den Blick auf ein riesiges Feld frei, dessen Erde noch vor einigen Tagen von einem Pflug aufgewühlt wurde. Er hatte diese Terrasse selbst entworfen, nicht ohne Hintergedanken daran, was man mit der Privatsphäre alles anstellen konnte. Sarah und er hatten schon viele Nächte unter dem sternenklaren Himmel auf Isomatten verbracht, eingekuschelt in einen Haufen Kissen und Decken, gewärmt von dem Körper des anderen. Sie hatten geredet, gelacht, miteinander geschlafen und

irgendwann waren ihnen die Augen zugefallen. Immer, wenn David den Geruch der frischen Erde wahrnahm, musste er an diese Nächte denken. So auch an diesem Abend als er die Tür öffnete und auf die Terrasse trat. Da sie nach Osten gebaut war, konnte man die Sonne zwar nicht hinter den Feldern untergehen sehen, dafür war der Sonnenaufgang umso spektakulärer.

David ließ den Blick schweifen und konnte am dunklen Horizont wieder die ersten, zarten Schleier der Polarlichter erkennen. Er ließ die Ruhe für einige Momente auf sich wirken.

Sie saßen in Decken gehüllt auf der Terrasse und aßen. Es gab alle möglichen Sorten von Käse, angebrochene Marmeladen mit viel Butter auf Baguette, Omelette mit Schinken und Obst. Sie aßen von allem etwas und hatten die Schrecken des Tages bald fast vollständig vergessen. Über ihnen leuchteten die Nordlichter inzwischen wieder in voller Pracht. Als beide satt waren, flüsterte Sarah in die Stille: „So still war es noch nie. Alles ist so-“, sie überlegte kurz und strich sich dabei das blonde Haar aus dem Gesicht. „friedlich.“

David sah sie an. Ihre Haut schimmerte in dem Licht des Himmels grün und ihr verträumter Blick war auf das offene Feld gerichtet. Sie hatte recht. Es war friedlich. Er lehnte sich zu ihr herüber und küsste ihre Wange, wobei er ihren Duft wahrnahm, der ihn schon bei ihrem ersten Kuss überwältigt hatte. Viele verschiedene Parfüms hatte sie seitdem getragen, aber ihr eigener Duft war immer

gleich geblieben. Und genau wie damals wünschte sich David, dass dieser Moment nie vergehen würde. Aber das hatte noch nie funktioniert.

KAPITEL 4

SARAH

In dieser Nacht schliefen sie miteinander. Sarah hätte sich gerne ganz in Davids warmen Armen verloren, aber sie konnte nicht aufhören, an ihre Eltern zu denken. Es ging ihnen sicher bestens, dennoch konnte Sarah ihre Sorgen nicht unterdrücken. Obwohl es ihr kaum gelang, die Gedanken zu verdrängen und zu verstecken, merkte David nicht, dass ihr etwas im Kopf herum ging. Erst als er sie ein paar Minuten später küsste und ihr tief in die Augen sah, runzelte er die Stirn.

„Alles in Ordnung?“

„Ja, es ist... nichts.“

Sarah wollte nicht mit ihm darüber reden. Er hatte zwar immer ein offenes Ohr für sie, dennoch fiel es ihr in diesem Moment schwer. Sie wusste, dass er es gut meinte. Aber sie war einfach zu müde und wusste selbst noch nicht genau genug, wie sie sich fühlte, um ihm davon zu erzählen. Es war nicht gerecht, sich jetzt einfach von ihm wegzudrehen und doch tat sie es. David versuchte noch zwei Mal, etwas aus ihr herauszubekommen, aber sie wollte nur noch schlafen. Schließlich gab er auf und drehte ihr ebenfalls den Rücken zu. Eigentlich hätte es eine der romantischsten Nächte ihres Lebens werden können. Aber das Unheil hing wie ein stummer Begleiter über ihnen. Nordlichter zu sehen, war einer ihrer Kindheitsträume

gewesen, in dem romantischen Licht und unter freiem Himmel Sex zu haben, war ein Teenagertraum. Und doch fühlte es sich nicht so an, wie sie gehofft hatte. Vielleicht war das aber auch kein Wunder. Nachdem die ersten Versuche, schwanger zu werden, fehlgeschlagen waren, ähnelte ihr Sexleben eher einem Buchhaltungsunternehmen als dem exotischen, kreativen und wunderbaren Liebesspiel, das es einmal gewesen war. Aber wenn man ein Kind wollte, musste man dafür offensichtlich einiges opfern. Dass guter Sex ganz oben auf der Abschussliste stand, hatte ihr vorher niemand gesagt. Sie waren beide schon beim Arzt gewesen und hatten sich verschiedenen Tests unterzogen, wobei aber nicht viel mehr herausgekommen war, als dass David eine normale Anzahl an Spermien hatte und Sarah noch nicht in den Wechseljahren war. Sie waren beide kerngesund. Würde sie niemals altern, hätte Sarah das alles am liebsten erst einmal gelassen. Zurück zum alten Miteinander, zu dem exotisch-kreativen Liebesspiel. Aber sie wurde nicht jünger und sie wünschte sich ihr kleines Mädchen so sehr. David wusste nicht, dass sie sich ein Mädchen wünschte. Es würde Martha heißen, das stand für sie schon fest. Sarah stellte sich vor, wie Magda laufen lernt und wie sie wächst und wächst und in die Schule geht, wie sie lernt und malt, singt, tanzt und lacht. David würde sich mit dem Namen Magda anfreunden müssen. Sobald das alles hier vorbei war, würden sie es wieder ordentlich versuchen und sie nahm sich vor, David mal wieder ordentlich zu verwöhnen. Sie dachte an die ersten Jahre mit ihm. An ihre

Dates und an einen unbestimmbaren Streit. Ohne es zu merken, drifteten ihre Gedanken immer weiter ab, bis sie irgendwann, ganz langsam und sacht, in die Welt der Träume geleitet wurde.

KAPITEL 5

DAVID

Es verging eine halbe Woche, ohne dass etwas Aufregendes geschah. Anfangs redeten sie noch mit ihren Nachbarn. Niemand schien zu wissen, wie es weitergehen sollte. Nach den ersten Tagen waren immer weniger Menschen auf den Straßen zu sehen. Die meisten Gardinen wurden zugezogen und jeder schloss seine Haustür doppelt ab. Abends im Kerzenschein spielten sie Karten, redeten und machten Pläne. Die Pläne bestanden unter anderem aus Unternehmungen die sie machen wollten, wenn wieder alles beim Alten war. Außerdem einigten sie sich auf eine Stelle im Garten, an der sie ihre Notdurft vergraben würden und planten ihre Flucht, falls jemand in das Haus eindringen würde. Sie packten zwei Rucksäcke mit den wichtigsten Dingen: Einige Konservendosen, zwei Wasserflaschen, ein Messer, Verbandsmaterial, Kleidung, Plastiktüten, Feuerzeuge, Anzünder, ein wenig Papier und Stifte, sowie zwei Woldecken. Die beiden Rucksäcke quetschten sie in einen Hohlraum unter die Terrasse. Außerdem holten sie nachts alte Holzbretter aus dem Schuppen an der Hauswand und David improvisierte mit einem halb leeren Akkuschauber, einigen Schrauben, einem Balken und kleinen Holzstücken ein Balkenschloss für die Eingangstür. So war es fast unmöglich die Tür von außen aufzustoßen.

David hatte ein genaues Auge auf die Vorräte und merkte schnell, dass sie ihre Mahlzeiten rationieren mussten. Trotzdem würde es nötig sein, die Vorräte aufzufüllen, wenn diese Situation noch länger als zwei Wochen anhalten würde. Deshalb entschloss er sich am nächsten Morgen, noch einmal den Laden zu fahren, solange er noch die Möglichkeit hatte den Volvo zu benutzen, der wie durch ein Wunder immer noch ohne Probleme ansprang. Er cremte sich von Kopf bis Fuß ein und zog über Hose und Pullover eine Regenhose und einen Mantel an. Den Kopf umwickelte er sich mit Schals und die Hände steckte er in Lederhandschuhe. Als Sarah kontrolliert hatte, dass keine Stelle mehr frei war, setzte sie ihm die teure Sonnenbrille auf, die sie zu seinem Geburtstag vor 2 Jahren gekauft hatte und gab ihm den Reiserucksack in die Hand. Sie sagte er sähe aus wie ein Terrorist aus einem billigen Bollywood-Film und beide mussten lachen. David verabschiedete sich herzlich und versicherte, dass er spätestens in zwei Stunden wieder zurück sei. So trat er vor die Tür ins Freie.

Die Stadt war wie ausgestorben, es fuhren keine Autos und niemand war zu sehen. Zertrümmerte Schaufenster und aufgebrochene Türen säumten die Straßen. David parkte den Wagen ungefähr 200 Meter von dem Laden entfernt in einer Seitenstraße. Als er ausstieg hörte er nur seinen schnellen Atem. Es war warm und schwül und er schwitzte schon jetzt aus allen Poren. Die unterste Lage seiner Kleidung klebte unangenehm an seiner Haut. Er

holte den großen Reiserucksack aus dem Kofferraum und machte sich auf den Weg in Richtung des Feinkostladens.

Im Alter von 25 Jahren hatte er das Geschäft von dem Vater seiner Mutter übernommen. Er war fünf Jahre alt gewesen, als seine Mutter ihn vom Kindergarten abholte und auf dem Rückweg in einer Baustelle ein Stoppschild übersah. Heute erinnerte lediglich eine kleine Narbe über seiner linken Augenbraue an den Tag, an dem er seine Mutter verlor. Seine Erinnerungen waren bruchstückhaft und beruhten auf Erzählungen und auf Erfindungen seines Gehirns. Er meinte sich an das Gesicht seiner Mutter zu erinnern, wie sie gelacht und geredet hatte. In Wirklichkeit kannte er nur Fotografien einer Frau, zu der er immer noch „Mama“ sagte. Während sich die Trauer seines Vaters in Depressionen verwandelten und alle anderen versuchten, einen Bauarbeiter zu verklagen, der das Stoppschild einen halben Meter zu weit von der Straße weg aufgestellt hatte, nahm Opa Jürgen ihn mit auf die Jagt, baute Hütten aus Sperrmüll, zeigte ihm den richtigen Umgang mit einem Messer und ließ ihn sein Taschengeld im Laden aufbessern. Mit 19 Jahren, nachdem er die Schule beendet hatte, wurde David ein fester Mitarbeiter und lernte alles was er wissen musste um den Laden eines Tages selbst zu führen. Als ihm der Laden schließlich gehörte half sein Großvater ihm gelegentlich im Lager und bei der Bedienung der treuesten Stammkunden. Inzwischen war Jürgen selbst dafür zu alt und krank geworden. David besuchte ihn relativ häufig in dem Seniorenheim am

Stadtrand von Berlin, wo er nun mit seinem älteren Bruder zusammenlebte.

Der Laden lief immer noch gut. David hatte sich unter den jungen Alternativen der Stadt einen Namen gemacht, denn er legte einen großen Wert auf die Herkunft der angebotenen Waren. Außerdem gab es noch die alte Stammkunden und natürlich Touristen. Natürlich reichte der Gewinn alleine nicht aus um das Haus abzubezahlen und gut leben zu können. Deshalb arbeitete Sarah Teilzeit bei einer Unternehmensberatung, meist von Zuhause aus. Wenn alles nach Plan lief, würde das Haus in ungefähr 11 Jahren abbezahlt sein, dann wenn ihr Kind auf die weiterführende Schule wechseln würde. Wenn Sarah denn bald schwanger werden würde. „Vielleicht soll es einfach nicht sein“, schoss es David durch den Kopf, während er sich der letzten Ecke vor der Hauptstraße, an dem der Laden lag, näherte. Er wünschte sich schon lange einen Sohn. Schon bevor er Sarah kennengelernt hatte, war ihm klar gewesen, dass er besser für seinen Sohn sorgen würde als sein Vater es für ihn getan hatte. Das gleiche galt für Sarah. Um jeden Preis wollte er den beiden das beste Leben möglich machen, das er ihnen bieten konnte.

David hatte die Ecke erreicht und presste sich mit dem Rücken an die Hauswand. Langsam schob er sich vorwärts und guckte vorsichtig um die Ecke. Es war niemand zu sehen. Er blieb noch einen Moment so stehen und horchte. In der Ferne hörte er nun das Bellen eines Hundes und splitterndes Glas. Einige Blocks entfernt konnte er laute Stimmen hören. „Jetzt oder nie!“, dachte er

sich, rannte gebückt über die Straße, versuchte sich so leise, schnell und unauffällig wie möglich zu bewegen. Dass ein Augenpaar jede seiner Bewegungen beobachtete, bemerkte er nicht.

Das Schaufenster seines Ladens war gesplittert, aber das Sicherheitsglas hatte dem Angriff wohl standhalten können. Eigentlich hatte er es zum Schutz der teuren Weinflaschen einbauen lassen. Jetzt war er nur froh, dass noch Vorräte für ihn und Sarah da sein würden und der Laden nicht verwüstet war, wie der Rest der Stadt. Die Tür wies einige Dellen auf, war ansonsten aber völlig intakt. Er schloss sie auf und trat ein. Drinnen war es um einiges kühler als draußen und David riss sich sofort die Tücher von Mund und Nase. Gierig zog er die frische Luft ein und versuchte einen klaren Kopf zu bekommen. Er wollte nicht zu viel Zeit verlieren und machte sich auf den Weg in das Lager, vorbei an der Kasse und dem Sichtschutz in den kleinen Flur und durch eine kleine Tür rechts, gegenüber des kleinen Bades. Den Rucksack an die Wand gelehnt machte er sich daran die Regale zu durchsuchen. Er fand Dinge, an die er am Vortag gar nicht gedacht hatte. Italienische Pasta, Pesto, eingelegten Tintenfisch, getrocknete Salami und Kaviar. All das schichtete er sorgfältig in dem Rucksack auf. Es folgten weitere Marmeladen- und Honiggläser. Gerade als er nach den Ölflaschen greifen wollte, hörte er wie die Tür zum Verkaufsraum mit einem Knall aufgestoßen wurde. Er erstarrte mitten in der Bewegung. Es waren schwer Schritte mehrerer Personen zu hören.

„Das sieht doch gut aus“, hörte er eine tiefe, dümmlich klingende Männerstimme sagen, gefolgt von dem Knacken eines Marmeladenglasdeckels.

„Hör auf damit, darum kümmern wir uns gleich.“ Eine hellere, schnarrende Männerstimme.

Davids ging panisch seine Möglichkeiten durch. Wenn es zu einer körperlichen Auseinandersetzung kommen sollte hatte er keine Chance, vor allem unbewaffnet wie er war. Seine zweite Option war die Flucht durch die Hintertür. Dabei würde man ihn aber sicher hören und bis er die Tür aufgeschlossen hatte, würden die Männer ihn längst eingeholt haben. Eine dritte Option gab es nicht.

„Schaut mal da hinten nach, er muss hier irgendwo sein“, sagte wieder die hellere Stimme. Zwei Stiefelpaare schlurften in Davids Richtung. Ungekannte Panik durchflutete ihn. So musste sich ein Hase fühlen, wenn ein Marder den Eingang zu seinem Bau gefunden hatte. In die Ecke gedrängt war es ihm nicht möglich, einen klaren Gedanken zu fassen. Die Schritte kamen näher. Ohne noch mehr Zeit zu verlieren, warf er sich den Rucksack über die Schulter und rannte los. Das Geräusch der gegeneinanderschlagenden Glasgefäße auf seinem Rücken brachte Bewegung in die Eindringlinge. David trat auf den Gang, sah von links einen Schatten doch es war schon zu spät, jemand riss ihn zu Boden. In seinem Rucksack barst eine Ölflasche als sie auf dem Boden aufschlugen. Bevor David sich orientieren konnte hatten ihn schon Hände gepackt und zerrten ihn in den Verkaufsraum, wo er von starken Händen auf dem Boden fixiert wurde. Seine rechte

Seite tat so sehr weh, dass ihm das Wasser in die Augen trat und ihm das Atmen beinahe unmöglich vorkam. Öl rann aus dem Rucksack über seinen Rücken und er hoffte, dass er sich nicht an den Scherben schneiden würde. Seine Angst schnürte ihm die Kehle zu.

„Na, wen haben wir denn da?“ Es war wieder der Mann mit der hellen Stimme, anscheinend der Anführer. Außer diesem Mann, da war sich David relativ sicher, waren noch drei weitere verummte Personen im Raum. Der Große mit der tiefen Stimme hielt ihn gerade auf den Boden gedrückt, die anderen Beiden standen außerhalb seines Sichtfelds hinter ihm. Der Anführer war inzwischen vor seinem Gesicht in die Hocke gegangen. David drehte seinen Kopf um das Gesicht des Mannes zu erkennen, versuchte durch die Tränen etwas zu erkennen und erschrak. Der Mann war um die 40 Jahre alt und hatte angegrautes, schütteres Haar. Es sah aus wie ein ganz normaler Handwerker. Das Erschreckende war jedoch seine Haut, die purpurrot angeschwollen war. An einigen Stellen unterhalb der billigen Sonnenbrille und an den Ohren hatten sich Brandblasen gebildet. Sie waren mit Flüssigkeit gefüllt und sahen aus als würden sie jeden Moment platzen. Seine Lippen, die sich gerade zu einem Lächeln verzogen, waren an einigen Stellen blutig aufgesprungen.

„Hey, du brauchst keine Angst zu haben. Wir wollen nur ein paar Sachen und dann verschwinden wir wieder. Ist doch so, oder?“ Er blickte auffordernd hinter David und er hörte ein zustimmendes Murmeln. „Kannst du uns da

weiterhelfen?“ Er schaute sich in dem Laden um. David nickte mühsam und presste heraus: „Hier ist genug für uns alle. Nehmt euch-“, ein stechender Schmerz ließ ihn zusammenzucken, aber das Gewicht, welches ihn auf den Boden drückte, wurde nicht weniger. „Nehmt euch was ihr braucht. Im Lager ist noch mehr“

„Ich geh‘ nachgucken!“ Ihm kam die junge, weibliche Stimme hinter ihm bekannt vor, konnte sie aber nirgends einordnen. Wie jung mochte sie sein? Sicher nicht älter als siebzehn Jahre. Die Welt stand seit knapp einer Woche auf dem Kopf und Jugendliche überfielen schon andere Menschen. Wie sollte das alles nur weiter gehen? Einen Moment später trat sie wieder aus dem Lager heraus und bestätigte seine Aussage. Endlich lockerten sich die schweren Hände ein wenig und er bekam wieder etwas mehr Luft.

„Sehr gut, dann wäre da nur noch eine Kleinigkeit.“ Der Wortführer nahm seine Sonnenbrille ab und sah ihn durchdringend mit seinen braunen Augen an. „Wir hätten so fürchterlich gerne noch etwas Nützliches. Messer, Waffen, Werkzeuge. Hast du so etwas?“

David versuchte seinen Kopf zu schütteln, brachte aber nur eine schmerzerfüllte Grimasse hervor und presste ein „Nein“ durch seine Lippen. Und das war noch nicht einmal gelogen. Wenn es im Laden mal etwas zu reparieren gab, hatte er immer Werkzeug von zu Hause mitgenommen und es nicht im Laden gelassen. Und mit Waffen hatte er seit dem letzten Jagdausflug mit seinem Opa nichts mehr zu tun gehabt.

„Das ist wirklich schade. Aber so ist das Leben mein Freund. Komm, du darfst dich jetzt verpissen.“ Der Große ließ ihn frei und David rappelte sich auf. Er wollte gerade gehen, als ihm etwas einfiel. Er hielt inne. Sein Autoschlüssel lag gut sichtbar neben dem Ladenschlüssel mitten auf dem Verkaufstresen. Er wusste sofort, dass es ein Fehler gewesen war stehenzubleiben, und sich umzudrehen. Die beiden Personen die er noch nicht gesehen hatte waren Frauen, die jüngere um die sechzehn, die andere wahrscheinlich ihre Mutter. Alle folgten sie seinem Blick und David erkannte, dass er es vermasselt hatte. Er hätte einfach draußen warten können bis sie abgezogen waren und hätte dann den Schlüssel holen können, aber nun war es zu spät. Die ältere Frau griff nach dem Schlüssel und ehe er irgendetwas unternehmen konnte war der Anführer von hinten an ihn herangetreten und hielt ihm die kalte Klinge eines Schweizer Taschenmessers an die Kehle. Davids Angst war jetzt schierer Panik gewichen und er fürchtete um sein Leben.

„Das ist ja interessant.“ Die schnarrende Stimme bohrte sich in sein Ohr. „Ich dachte, ich hätte mich klar ausgedrückt, als ich nach nützlichen Sachen gefragt habe. Mich würde ja zu sehr interessieren wo ich diesen-“ Er las die Aufschrift auf dem Schlüssel. „Volvo finden kann!?“

„Er ist kaputt. Er fährt nicht mehr“, log er. Eine dumme Lüge. Seinen Autoschlüssel teilte er sich mit Sarah, da sie den zweiten bei einer Kanu-Tour verloren hatten. Aus diesem Grund war er nicht am selben Schlüsselbund wie der Ladenschlüssel. Warum sollte er mit dem vermeintlich

nutzlosen Autoschlüssel in den Laden gehen. Der Anführer hatte seine Lüge so schnell durchschaut, wie sie ihm über die Lippen gehuscht war und drückte die Klinge fester gegen seinen Kehlkopf.

„Das denke ich nicht. Weißt du was ich denke? Du hast dein Auto hier irgendwo geparkt und bist den Rest zu Fuß gelaufen. Also hast du jetzt zwei Möglichkeiten. Entweder du sagst uns wo dein kaputtes Auto steht, oder du kannst sehen, ob du auch noch Verbandsmaterial für deinen Hals vor uns versteckt hältst.“

David dachte an Sarah und wie sie von alledem nichts ahnte. Er dachte an ihr Haus und an ihre Vorräte. Sie würden auch ohne das Auto klarkommen. Dafür zu sterben war es nicht wert. Er sagte ihnen wo er es abgestellt hatte. Da niemand wusste, welche Stelle er genau meinte, musste er sie hinführen. Nachdem sich alle wieder ver mummt hatten und jeder so viele Lebensmittel aus dem Lager geholt hatte wie er oder sie tragen konnte, ging es los in das Sonnenlicht. Allein der Anführer ließ die Strahlen auf sein Gesicht fallen. Nur seine Augen waren von den dunklen Gläsern seiner Sonnenbrille bedeckt.

Sie gingen schweigend, David voraus. Wenigstens hatte er den Rucksack mit den Vorräten behalten dürfen. Das Auto stand noch immer an der Stelle, wo er es abgestellt hatte. Der Große nahm den Schlüssel an sich, setzte sich hinein und sah dabei aus wie ein Wrestler in einem Smart. Der Motor sprang ohne Probleme an. Die anderen luden die Lebensmittel in den großen Kofferraum, und stiegen ein. Völlig machtlos musste David zusehen, wie sein Auto

ruckelnd beschleunigte und hinter der nächsten Straßenecke verschwand.

KAPITEL 6

DAVID

Die Sonne brannte mit aller Gewalt auf ihn herab. Sie schien jede Lage seiner Kleidung zu durchdurchstechen. Unter seiner Kleidung schwitzte David wie ein Marathonläufer auf der Zielgeraden, dabei war er erst ein paar hundert Meter weit gelaufen. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als etwas zu trinken, aber die einzige Wasserflasche die er dabeigehabt hatte, lag nun im Auto. Dementsprechend größer wurde von Minute zu Minute sein Durst. Er wollte sich die Kleider vom Leib reißen und aus einer Pfütze trinken, doch es hatte seit Tagen nicht geregnet und ausziehen konnte er sich auch nicht, da er ohne den Schutz seiner Kleidung schnell aussehen würde wie der Typ, dessen Gruppen ihn überfallen hatte. Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als so unauffällig wie möglich durch die verlassenen Nebenstraßen Hamburgs zu laufen, auf dem Weg nach Hause. Beinahe gespenstische Ruhe umgab ihn, nur geleglich hörte er entfernte Stimmen und Hundegebell. Hinter einigen Fenstern erkannte er Bewegungen, einige Gestalten huschten über die Straßen und verschwanden in Hauseingängen und Gassen. Häufig musste er Halt machen und ausruhen. Mit den Fingern löffelte er ein wenig Marmelade aus einem der Gläser und steckte sie sich in den Mund. Es gab ihm ein wenig Kraft. Als er

aufstand und weiterlief, wurde ihm kurz schwarz vor Augen, aber er zwang sich, weiterzugehen.

Es war inzwischen Nachmittag geworden und er hatte sich verlaufen. Er hätte schon längst die Hauptstraße überqueren müssen, von der aus es nur noch 5 Kilometer bis zu Sarah waren, aber sie war einfach nicht aufgetaucht. Hier sah alles gleich aus, ein Häuserblock glich dem nächsten. David rief sich die Karte ins Gedächtnis. Er musste nach Norden. Die Sonne in seinem Rücken sagte ihm, dass er in die falsche Richtung ging. Er ging ein paar hundert Meter zurück und bog bei der nächsten Gelegenheit nach links ab.

Sarah musste sich solche Sorgen machen. Sie hasste es, wenn er nicht zur besprochenen Uhrzeit zuhause war oder wenn er einen gemeinsamen Kinobesuch kurzfristig absagen musste. Sie wollte immer lieber einen Plan haben und diesen durchziehen. Sobald etwas unerwartetes passierte, geriet alles aus den Fugen. Aber im Moment konnte er nichts dagegen tun, außer möglichst schnell nach Hause zu finden. Sein Herz pochte und seine Beine schmerzten, aber er ging weiter.

Von weitem hörte er Stimmen die langsam lauter wurden. Von plötzlicher Angst gepackt, verkroch er sich hinter die Hecke eines Einfamilienhauses und wartete, während er unter der Hecke hindurch spähte. Während er dort lag, wurde ihm langsam klar, warum ihm bis jetzt kaum Menschen begegnet waren. Jeder durfte nur noch an sich selbst denken, an das eigene Überleben. Der Kontakt

mit anderen Menschen war ein Risiko geworden. Niemand traute seinem Nachbarn.

Eine Gruppe von fünf Leuten kam aus einer Seitenstraße und ging in seine Richtung. Sie waren alle ver mummt und hatten Sonnenbrillen und Skimasken auf. Es waren drei Erwachsene und zwei Kinder, beide etwa in dem Alter, in dem man auf die weiterführende Schule wechselt. Genau konnte David das aber nicht sagen. Die Erwachsenen sahen ernst aus und zogen einen Bollerwagen hinter sich her, in dem sich unter einer fleckigen Decke kantige Verpackungen abzeichneten. Sie schienen in ein neues Leben zu flüchten, in dem Wagen war alles, was sie besaßen. Man sah es ihnen sogar durch die Vermummung an, dass es keinen Weg zurück gab, dass sie alles hinter sich ließen. Die Kinder hingegen wirkten lebensfroh, als würden sie sich in ein Abenteuer stürzen, als wäre das alles nur ein Spiel. Sie redeten und lachten. David hielt sich die Hand vor den Mund. Er wusste nicht genau, warum er weinen musste, aber sein dehydrierter Zustand machte es ihm schwer die trockenen Tränen zurückzuhalten. Diese Fröhlichkeit und Wonne weckte ferne Erinnerungen an die Zeit, als er selbst noch frei von jeder Sorge gewesen war, als er mit Opa Jürgen im Wald übernachtet hatte und sein Stockbrot notdürftig über dem Campingkocher gebacken hatte, nachdem das Lagerfeuer immer wieder ausgegangen war. Es war für ihn eine Zeit voller Abenteuer gewesen. Und nun lag er hinter der Hecke eines fremden Gartens, trug seine Lebensversicherung auf dem Rücken und durstete nicht nur nach Wasser, sondern auch danach, die

Geschehnisse der letzten Tage abzustreifen und sein altes Leben zurück zu bekommen.

Die Familie zog vorbei und entfernte sich. Als sie weit genug weg waren nahm David all eine Kraft zusammen und richtete sich auf. Er lief weiter. Sterne tanzten vor seinen Augen umher. Da es langsam dunkel wurde nahm er seine Sonnenbrille und seine Kopfumhüllung ab. Die kühler werdende Luft schmiegte sich wie feuchter Samt an seine schweißnasse Haut. Er erreichte die Hauptstraße und nun kam ihm seine Umgebung wieder bekannt vor. Es sollten nur noch ein paar Kilometer sein. Nachdem er etwa fünf Minuten nach Westen gegangen war, bog er in die Straße ein, die irgendwann in seine Siedlung führte. Die Zeit verging immer und immer langsamer. Sein Herz raste nun und seine Beine versagten ihm den Dienst. Er überlegte für einen kurzen Moment, ob das Trinken von Öl seinen Durst stillen würde, entschied sich dann aber dagegen und aß noch etwas Marmelade.

Als er die Haustür erreichte, konnte er kaum mehr die Hand vor Augen sehen. Ohne elektrische Lichter wirkte die Nacht ganz und gar undurchdringlich. Fast unwirklich. Er stolperte die letzten Meter bis zur Haustür, drückte die Klinke herunter und versuchte die Tür aufzustoßen, aber sie bewegte sich keinen Zentimeter. Wahrscheinlich versperrte sein Balkenschloss von innen die Tür. Er versuchte etwas zu rufen, aber lediglich ein krächzender Ton verließ seine Kehle. Gerade als er die Faust heben wollte um gegen die Tür zu schlagen, hörte er ein schabendes Geräusch und die Tür gab nach. Er fiel mit der

Tür ins Haus und landete auf den kühlen Fliesen. Sein Rucksack schien ihn zu erdrücken. In seinen letzten klaren Momenten sah er das verängstigte Gesicht Sarahs, in ihren Händen ein Küchenmesser. Dann wurde alles neblig. Sein Kopf schmerzte höllisch und seine Ohren wurden von einem hellen Klang erfüllt. Wie im Schleier bekam er mit, dass Sarah ihn an den Schultern packte und weiter ins Haus hineinzog, die Tür schloss und den Balken vorlegte. Er konnte erkennen, dass sie ihren Mund bewegte, verstand aber nicht, was sie sagte. Dann verschwand sie und kam kurz darauf mit einem Becher aus dem Badezimmer. Sie nahm ihm den Rucksack ab und drehte ihn auf den Rücken, so, dass sein Oberkörper erhöht auf ihrem Schoß lag. Dann gab sie ihm zu trinken und David verschluckte sich, trank aber trotzdem weiter. Er lehrte den Becher und Sarah holte einen weiteren. Der Nebel um ihn herum wurde ein wenig lichter, als sie ihm den zweiten Becher reichte. Als auch dieser geleert war, half ihm Sarah auf und brachte ihn ins Bett. David murmelte noch etwas, was weder er noch Sarah verstand und glitt dann in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Sarah war verschwunden als er aufwachte. Auf seinem Nachttisch stand ein Glas voll Wasser neben einem Zettel. „Trink mich!“, war mit ihrer Handschrift darauf geschrieben. David leerte das Glas in einem Zug und schwang die Beine zu schnell aus dem Bett. Sein Sichtfeld engte sich ein und es rauschte in seinen Ohren. Nur langsam wurde seine Sicht wieder klar, ihm wurde leicht

übel und ihm fielen mit einem Mal wieder alle Geschehnisse des gestrigen Tages ein. Der Laden, der Überfall, der Volvo, die Familie und Sarah. Er wollte Sarahs Namen rufen, aber ihm gelang nur ein krächzender Laut, der an einen sterbenden Geier erinnerte. Trotzdem schien sie ihn gehört zu haben, denn es kamen Schritte den Flur entlang und Sarah betrat ihr Schlafzimmer. Sie lächelte ihn an und schien überglücklich zu sein, dass er wieder wach war, setzte sich neben ihn und küsste ihn.

Sarah konnte das, was David ihr über den Vortag erzähle kaum glauben und fiel ihm immer wieder um den Hals, glücklich, dass doch alles gut gegangen war. Seine Angst, sie könnte sauer über das verlorene Auto sein, verflog, als sie ihm sagte, dass das alles völlig egal sei, solange es ihm gut ging. Er entspannte sich und fühlte sich wieder um einiges kräftiger.

Nach einer Weile konnte David wieder aufstehen und sie gingen gemeinsam durch das Haus. Sarah brachte ihn auf den neusten Stand: Es war 14 Uhr, demzufolge hatte er ungefähr 15 Stunden geschlafen. Seit einigen Stunden kam nun kein Tropfen mehr aus dem Wasserhahn, die Pumpen waren entgültig ausgefallen. Sarah hatte den ganzen Vormittag dazu genutzt, das Haus nach nützlichen Dingen zu durchsuchen. Einen Dosenöffner hatten sie beim Packen der Notfallrucksäcke ganz vergessen, ebenso wie eine Taschenlampe. Beides hatte sie ihrer Ausrüstung hinzugefügt. In der Küche fanden sich nun einige Gerätschaften aus dem Keller und dem Schuppen, die man als Waffe benutzen könnte. Ein Schraubenzieher, den sie

mit einer Metallpfeile angespitzt hatte, eine Axt und ein paar Messer. Außerdem hatte sie die Fenster von innen mit Holzbrettern beschlagen, was das ganze Haus nach einer Kulisse aus einem Zombie-Film aussehen ließ. Nur die Terrassentür hatte sie ausgelassen, dafür waren die Bretter zu kurz. Die Vorhänge sollten aber reichen. David zog anerkennend die Augenbrauen hoch. Das hatte er Sarah gar nicht zugetraut. Die Vorräte aus dem Laden hatte sie schon zu den anderen sortiert.

Sie aßen und David trank ein Glas Wasser nach dem anderen. Er hatte das Gefühl, er könnte die gesamte Badewanne leer trinken. Später entzündeten sie Kerzen und diskutierten über die Gesellschaft und ob es irgendwo noch Politiker gab, die versuchten der Lage Herr zu werden. Als es Zeit war zu schlafen, zogen sie eine große Kommode vor die Terrassentür und überprüften ein letztes Mal alle Schlösser. Dann gingen sie ins Bett und schliefen bald darauf ein.

KAPITEL 7

ELIJAH

ZWEI WOCHEN SPÄTER

Eigentlich hatte die Fahrt nur vier Stunden dauern dürfen. Nun waren sie schon seit sechs Stunden unterwegs und hatten nicht einmal die Hälfte des Weges geschafft. Zwei mal waren sie in die falsche Richtung gefahren, einige Male mussten sie Umwege fahren, weil die Straßen durch umgestürzte Bäume oder Barrieren unpassierbar waren.. Weder das GPS noch der Kompass waren zu gebrauchen, ebenso wie die restliche Elektronik im Auto. Lediglich der Motor funktionierte einwandfrei. Glück im Unglück, dass die Bundeswehr keine moderneren Wagen besaß. Alle paar Minuten mussten sie bremsen, liegengebliebene Autos umfahren, Menschen ausweichen, die versuchten sie anzuhalten. Einmal waren sie beschossen worden, aber die Kugeln prallten an der gepanzerten Außenhülle des grünen Geländewagens ab als wären es Murmeln. Eigentlich wollte er die Anderen überreden, anzuhalten und den Menschen zu helfen. Aber er wusste, dass sie Wichtigeres zu tun hatten. Wenn sie erfolgreich waren, war das ein Gewinn für die gesamte Menschheit. Er versuchte mit aller Macht daran zu glauben, während er ebenso sehr versuchte die Schreie und Rufe auszuschließen, die an

ihnen vorbei zogen und die sich wenig später in den Fahrtgeräuschen verloren.

Elijah öffnete die Augen. Er musste eingeschlafen sein. Das schummrige Dunkel bot kaum genug Licht um überhaupt etwas erkennen zu können. Nur manchmal blendeten die Scheinwerfer des zweiten Wagen durch die Heckfenster in seine Augen. Sie saßen sich dicht gedrängt auf zwei Bänken an den Wänden des Fahrzeuges gegenüber. Es rumpelte, als wäre der schwere Geländewagen über ein Stück Holz oder irgendwelchen Müll gefahren. Er kannte die Männer noch nicht lange. Um ehrlich zu sein kannte er sie gar nicht. Man hatte ihn für diesen Auftrag eingeteilt, weil er gut Französisch sprach. Ihm war unwohl bei der ganzen Sache. Denn Reden war eigentlich nicht seine Stärke.

„Die Sonne geht bald auf“, kam es vom Beifahrersitz. Finn Reimers. Er war der Ranghöchste unter ihnen und er ließ nie eine Gelegenheit aus, ihnen diesen Status zu demonstrieren. Doch jetzt schien er einfach nur Müde zu sein. Er griff nach dem Funkgerät. „Wir halten bei nächster Gelegenheit, folgt uns einfach. Wir fahren in 12 Stunden weiter“. Die Antwort des zweiten Geländewagens kam kurze Zeit später: „Alles klar“. Die Verbindung kratzte und das würde auch nicht besser werden, bis die Sonne wieder untergegangen war. Sie fuhren ausschließlicht Nachts. Die Sonne störte sowohl die Funkwellen als auch die Augen.

Soweit Elijah erkennen konnte, waren sie auf einer Landstraße unterwegs. Ab und zu kamen sie an kleineren

Höfen oder Häusern vorbei. Sonst konnte er die Landschaft nur im Scheinwerferlicht erahnen.

„Das da“, sagte Finn und deutete auf eine Scheune neben einem kleinen Haus. Der Fahrer, dessen Namen Elijah vergessen hatte, bog auf die Auffahrt, die über den Graben führte. Die Scheinwerfer erhellten die grüne Wellblechwand der Scheune und die vernagelten Fenster des Hauses. Er meinte zu sehen, wie sich dahinter etwas bewegte, konnte sich aber auch täuschen. Der Motor erstarb und augenblicklich wurde es dunkel und still. Finn öffnete zuerst seine Tür und zog die große schwarze Taschenlampe aus der dafür vorgesehenen Halterung. Die Heckklappe wurde geöffnet und Elijah beeilte sich hinter den anderen drei Männern das Fahrzeug zu verlassen. Die kühle Nachtluft tat gut auf seinem Gesicht. Es erinnerte ihn immer an seine frühe Kindheit in Frankreich. Obwohl er nicht mehr viel aus dieser Zeit wusste, überraschte es ihn, wie sehr ihn diese Luft daran erinnerte. Ebenso, wie der Geruch nach Meer und Rührei.

Ein lautes Klopfen holte ihn aus seinen Erinnerungen. Finn stand an der der Wohnungstür und hämmerte mit dem unteren Ende der Taschenlampe dagegen. Nicht entdeckt zu werden war wohl nicht sein Ziel, denn er hätte ebenso gut den Revolver aus seinem Holster nehmen und damit in die Luft schießen können, so sehr zerriss der Schall die nächtliche Stille. Als Elijah seinen Banknachbarn, Ben, wenn er sich richtig erinnerte, leise gefragt hatte, warum Finn einen Revolver trug und nicht die normale Dienstwaffe der Bundeswehr, nusichelte dieser

nur etwas von gelockerten Dienstvorschriften und „Finn halt“. Damit war das Gespräch beendet.

Die Tür blieb verschlossen. Es hätte Elijah auch gewundert. Hätte er auf gemacht, wenn mitten in der Nacht jemand an seine Haustür klopfte? Er sah wieder zu den Fenstern, konnte aber in dem Dunkel keine Bewegungen ausmachen. Finn schlug noch zwei Mal gegen die Haustür, bevor er sich einige Schritte entfernte, Anlauf nahm und seine kräftige Schulter mit Gewalt gegen die Tür rammte. Es knackte, von innen hörte man einen spitzen Schrei. Finn nahm erneut Anlauf, dieses Mal etwas weiter. Die Tür verlor den Kampf, das Schloss gab nach und mit einem klauten Krachen schwang sie auf. Elijah zückte seine Waffe, so wie die anderen. Das Licht der Taschenlampen erhellte einen Flur. Es hingen Jacken an den Wänden, Schuhe standen geordnet an der Seite. Aus der Dunkelheit der hintersten Ecke schälte sich eine Gestalt. Ein dickerer Mann mit Halbglatze trat ihnen entgegen. In seinen zitternden Händen hielt er ein Hackbeil, welches normalerweise in der traditionellen japanischen Küche verwendet wurde. Offensichtlich wurde er von den Taschenlampen stark geblendet, denn er zeigte keine Reaktion auf die 12 Waffen, die auf seinen Brustkorb gerichtet waren. Neben sich hörte Elijah, wie klickend eine Waffe entsichert wurde.

„Was wollen Sie von mir? Bitte... Ich habe nichts, meine Familie...“

Seine Stimme zitterte fast so sehr wie seine Hände. Finn ging lamsam auf den Mann zu.

„Es gibt hier nichts mehr zu holen, bitte... Sie können-“
Weiter kam er nicht, denn mit einer fließenden Bewegung, als hätte er 20 Jahre nichts anderes getan, schnellte Finn nach vorne. Ein Schlag gegen das Handgelenk des Mannes genügte, um ihn zu entwaffnen. Finn hielt die Hand des Mannes fest, drehte sie auf seinen Rücken, ließ ihn so auf die Dielen fallen und fixierte ihn mit einem Knie im Kreuz. Von dem Mann kam nur ein dumpfes Stöhnen. Der ganze Vorgang hatte keine zwei Sekunden gedauert. Wie auf ein Stichwort schwärmten die Männer an den Beiden vorbei in das Haus. Elijah hörte die Schreie einer Frau, als die Männer in das Wohnzimmer stürmten. Ein Kind weinte. Die Soldaten fixierten die Frau vor den Augen der Kinder auf ebenso unsanfte Weise. Sie hatten solche Angst und wer konnte es ihnen verdenken. Am Liebsten hätte Elijah ihr gesagt, dass alles gut werden würde. Aber noch bevor er sich dazu entschließen konnte, wurden die Frau und die Kinder an ihm vorbei in eines der Kinderzimmer gezerzt. Sie war eine hübsche Frau, das konnte Elijah erkennen. Ihre dunklen Haare fielen über ihr Gesicht, als sie versuchte sich gegen die starken Arme der Soldaten zu wehren. Ben, neben dem er im Wagen gesessen hatte, zog ein kleines Mädchen an der einen und einen Jungen im Grundschulalter an der anderen Hand hinter ihrer Mutter her. Sie weinten nun beide. Jetzt war er der einzige, der noch im Wohnzimmer stand. Er hatte keine Ahnung was er tun sollte. Er fühlte sich fehl am Platz. Die anderen schienen schon viele dieser Fahrten gemacht zu haben. Seine Aufgabe hatte bis jetzt nur darin

bestanden, die Menschen, die sie mitbrachten auf ein Schiff zu begleiten und sie sicher über die Ostsee nach Norwegen zu bringen. Er wünschte sich zurück zu seinen Schiffen. Kampfeinsätze waren ihm nicht fremd, aber auf der Schiffsbrücke hinter seinem Radar fühlte er sich immer noch wohler. „Du wurdest befördert!“, hatte man ihm gesagt. Dass er nur deshalb zum Dolmetscher berufen wurde, weil sein Vorgänger bei einer dieser Fahrten erschossen wurde, erfuhr er erst, als sie bereits die Tore des Marinestützpunktes Eckernförde hinter sich gelassen hatten. Trotzdem war er insgeheim froh, die Basis verlassen zu können. Das erste Mal seit der Umkehrung hatte er die Welt von draußen gesehen. Und sie war um einiges trauriger, als er erwartet hatte. Vielleicht war es Wunschdenken gewesen, aber er hatte gedacht, dass sich alle Menschen mit der neuen Lage arrangiert hatte. Stattdessen hatten sie tote Körper am Straßenrand gesehen, viele Häuser standen leer, die Vorgärten waren verwüstet. General Ebert lag falsch. Es ging nicht nur darum, die wichtigen Menschen zu retten. Es ging um alle Menschen. Aber es war um einiges leichter, alle Menschen zu retten, wenn die Wichtigsten noch lebten.

„Wenn die Rückfahrt noch mal so lange dauert, dann brauchen wir noch ein bisschen Vorrat. Bert!“, rief er. „Wie viel haben wir noch?“

Der Mann, der ihm antwortete, hieß nicht wirklich Bert, sondern hatte nur entfernte Ähnlichkeit mit dem gelben Freund von Ernie: „Sollte noch bis morgen Mittag reichen“.

„Wollen wir hoffen, dass Emilio nicht so ein Scheunendächer ist wie ihr.“

Emilio Dubois. Er war ein EVAC 8. Die EVAC-Einteilung war einige Tage nach der Umpolung eingeführt worden und ordnete alle Menschen einer Wichtigkeitsstufe zu. Menschen mit einem hohen EVAC wurden entweder sofort nach Norwegen evakuiert oder im Inland für den Wiederaufbau und die Notversorgung eingesetzt. Es war genau so unmenschlich und kaltblütig, wie es sich in der Theorie anhörte. Alter, Geschlecht, Schulbildung, Beruf und Gesundheitszustand waren die Eckdaten, die zur Berechnung des Evakuations-Codes herangezogen wurden. Während Kinder bis 16 Jahren automatisch EVAC 5 waren, wurden die Frauen häufig zwischen 3 und 4 eingestuft. Kranke und Schwache hatten nicht selten eine 1, während gesunde, junge Männer mit einem EVAC 6 direkt ins Militär aufgenommen wurden. Seitdem dieses System in Kraft getreten war, wurde jeder Mensch nach diesen Maßstäben bewertet und entsprechend behandelt. Führende Politiker und reiche Säcke konnten so viel stampfen und pöbeln wie sie wollten. Wenn sie keinen großen Nutzen für die Gesellschaft brachten, wurden sie zunächst nicht evakuiert. Das Militär arbeite eine Liste der höchsten EVACs ab, angeführt von Nobelpreisträgern in den Fächern Biologie und Physik, gefolgt von Ärzten und Feinelektronikern. Hochrangige Wissenschaftler wie Emilio Dubois waren häufig auf EVAC 8. Und seinetwegen waren sie alle hier. Der gebürtige Franzose war zum Zeitpunkt der Umkehrung auf einem Kongress

zum Thema „Sonnenstrahlung und ihre Wirkung auf Mensch, Tier und Pflanze“ in Hamburg gewesen. Am letzten Tag des Zusammentreffens führender Wissenschaftler aus aller Welt, sollte er mit seinem Vortrag „Der Einfluss von Sonnenstrahlen auf die Wälder Mitteleuropas“ den Kongress beschließen. Dazu kam es jedoch nie. Das war nun etwa zweieinhalb Wochen her. Beim Briefing im Stützpunkt hatte man dem Team und Elijah gesagt, in welchem Hotel und in welchem Zimmer er eingetaktet hatte. Ob man ihn dort finden würde, wusste man nicht, aber man musste das Risiko eingehen. Emilio Dubois war der führende Wissenschaftler, wenn es um Sonneneinstrahlung und ihre Auswirkungen ging. Und Elijah, als einziger Franzose des Stützpunktes, sollte ihn als Landsmann überzeugen, mit ihnen zu kommen.

Draußen wurde es langsam hell. Es würde ein schöner Tag werden, das hatte schon die kühle Nachtluft versprochen. Unter normalen Umständen wäre Elijah am liebsten an die Ostsee gefahren und hätte im kalten Wasser seine Kreise gezogen. Ein kleines Training, bevor der Tag wirklich anfing. Aber leider waren dies keine normalen Umstände. Er stand in dem Wohnzimmer einer fremden Familie, die voller Angst, gefesselt und geknebelt in einem Kinderzimmer lag, während sein eigener Vorgesetzter ihre Vorräte plünderte und fast alles, was sie nicht jetzt essen würden in die Autos tragen ließ. Elijahs Magen knurrte, aber er wollte nichts zu sich nehmen. Er war müde und kaputt. Sein Körper hatte die Umstellung des Militärs auf einen Nacht-Tag Rhythmus nicht so gut verkraftet. Alles

bei der Bundeswehr wurde nun Nachts erledigt. Das hatte verschiedene Vorteile, unter anderem wurden die Funkwellen nicht mehr so stark gestört. Während der Funkverkehr tagsüber von schrillenden Interferenzen und Störungen der Elektronik beherrscht wurde, konnte Nachts über mehrere Kilometer hinweg verständlich gefunkt werden. Auch konnte man Nachts draußen herumlaufen, ohne sofort einen Sonnenbrand zu bekommen oder blind zu werden. Nur Elijahs Körper wollte sich nicht daran gewöhnen. Auch, weil ihre Fahrten nach Norwegen häufig tagsüber geschehen mussten. Er konnte sich einfach nicht auf einen Rhythmus einstellen. Tagsüber, wenn er eigentlich schlafen sollte, lag er häufig stundenlang wach. Nachts plagten ihn Müdigkeit und er fühlte sich antriebslos. Vielleicht war es auch nur eine Nebenwirkung des ganzen zusätzlichen Stresses. Sie mussten von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang arbeiten. Nach Sonnenaufgang wurden die Wohnquartiere aufgeräumt, gesäubert und es gab etwas Freizeit. Die meisten Soldaten spielten dann Tischtennis oder vergruben sich in Büchern. Zu seiner Familie hatte keiner Kontakt. Sie durften die Basis nicht verlassen und es gab keine Möglichkeit der Kommunikation. Einzelne Frauen, Eltern und Kinder standen irgendwann vor den gerade errichteten Toren und Zäunen, die den Marinesützpunkt vor Plünderern und sonstigen verzweifelten Menschen schützen sollten, die dem höheren Ziel entgegenstanden. Die ersten bekamen noch einen Platz in der Kaserne, solange sie mit einem der Soldaten verwandt waren oder

ihr EVAC hoch genug war. Bald aber wurden auch sie weggebracht, verlegt in eine zivile Schutzeinrichtung. Keiner von den Soldaten wusste, wo sie war oder was das genau für eine Einrichtung sein sollte. Aber darum mussten sie sich auch nicht kümmern. Denn die Aufgabe des Stützpunktes war nicht, und das wurde ihnen immer wieder klar gemacht, das Auffangen von Angehörigen und die Versorgung von Bedürftigen, sondern die Evakuierung der überlebenswichtigen Elite nach Norwegen, wo es einen Bunker der norwegischen Regierung gab. Von dort aus sollten die Wissenschaftler den Verlauf der Menschheitsgeschichte entscheiden. Beinahe jeden Tag mussten sie sich anhören, weshalb sie hier waren, weshalb sie so hart arbeiteten, weshalb sie nicht zu ihren Familien durften. General Ebert ließ sich einige Male sogar persönlich dazu herab, ihnen das zu sagen. Der etwa 60-Jährige verstand es, die Soldaten und Matrosen aufzuheizen und ihnen klar zu machen, wo ihr Platz und was ihre Aufgabe war. Er hatte die Kontrolle in seine Hand. Er befahl und es geschah.

Man munkelte, dass es weitere autonome Stützpunkte wie ihren eigenen geben sollte. Wenn man den Gerüchten Glauben schenkte, hatte die Rostocker Kaserne ihre Tore für die Öffentlichkeit geöffnet und diente seither als Notlager für die Bevölkerung. Andere sagten, dass dort eine riesige Kuppel gebaut wurde, unter der es die erste funktionierende Stadt geben sollte. Und wieder andere behaupteten, es würde bald eine Rakete geben, die einen künstlichen Sonnenschirm zwischen Erde und Sonne

ausbreitete. Man durfte nichts glauben, es gab keine echten Informationen, nur Gerüchte. Und die könnten ebenso gut ausgedacht sein.

Die Männer aßen von den Vorräten, Elijah wollte nichts. Er hörte die Kinder weinen und den Vater fluchen. Aber er konnte ihnen nicht helfen. Seine Aufgabe war eine andere. Er musste sich ausruhen, wenigstens ein bisschen. Er bekam den Flur als Schlafplatz zugeteilt und als es im Kinderzimmer gegen Mittag langsam still wurde, konnte auch er einschlafen.

KAPITEL 8

SARAH

Sarah konnte es nicht glaube. Schlaftrunken rekapitulierte sie, was gerade passiert war. Sie war neben David aufgewacht. Draußen war es noch dunkel gewesen. Die Übelkeit, die sie plötzlich überkam, hatte sie aus dem Bett in den Keller getrieben, zu ihrer provisorischen Toilette. Dann hatte sie sich übergeben. Wäre es das einzige Zeichen gewesen, hätte sie es als Infekt abgetan. Aber das Leben spielte offensichtlich gegen sie. gegen sie. Über zwei Wochen war die Umpolung nun her. Vor einer Woche hatte sie angefangen, Binden zu tragen, da hätte es eigentlich losgehen müssen. Jetzt waren 6 Tage vergangen und sie blickte auf eine blütenweiße Binde, hatte weder die gewöhnlichen Schmerzen, noch zeigte sie jegliche Anzeichen von Stimmungsschwankungen. Sie konnte es nicht länger leugnen. Sie war schwanger.

Sarah stützte ihren Kopf auf die Hände und fing leise an zu weinen. Sie hatte es geschafft das Bett zu verlassen, ohne dass David aufgewacht war. Dann würde sie ihn auch jetzt nicht aufwecken. Alles passierte zum falschen Zeitpunkt. Das ganze letzte Jahr hatten sie jeden Monat gespannt auf das Ende ihres Zyklus gewartet, bis Sarah dann am Morgen aus dem Bad kam und den Kopf schüttelte. Zuerst war sie noch voller Elan gewesen, dann, ganz allmählich schwand ihre Hoffnung. Sie machten

Tests, aber es schien alles in Ordnung zu sein. „Nächstes Mal“, flüsterte David ihr ins Ohr und schloss sie in seine Arme, als sie vor fünf Wochen das letzte Mal ihre Tage bekommen hatte. Sie hatte stumm genickt, auch wenn sie ihm nicht glaubte.

Ihre Gedanken drehten sich wie wild im Kreis. Warum musste es jetzt passieren? Wie sollte sie ohne Hebamme und ohne medizinische Hilfe ein Kind zur Welt bringen? Wie sollten sie sich verstecken? Konnte sie dem Kind den Mund zuhalten, wenn es schrie?

Sie versuchte ihr Schluchzen mit den Händen zu ersticken. Es wollte ihr nicht gelingen. Alle möglichen Gedanken, Ängste und Erinnerungen prasselten auf sie ein, vernebelten ihr den Verstand. Nur ein Gedanke stach immer wieder hervor: „Wie sage ich es David?“. Wie sollte sie ihm beibringen, dass sie ihm für die nächsten Monate ein Klotz am Bein sein würde, dass sie mehr Essen brauchte als er, dass sie sein Wasser aufbrauchen würde und bald einen kleinen Schreihals auf die Welt pressen würde, der ihrer ganzen Aufmerksamkeit bedurfte. Und was hatten sie dem Kind denn zu bieten. Seit zwei Wochen war kein Helikopter von der Bundeswehr vorbeigekommen und hatte sie mit Essen versorgt, kein Elektriker hatte den Stromkasten repariert und nichts deutete darauf hin, dass es sich in nächster Zeit ändern würde. Im Gegenteil. Die Farbe verschwand immer weiter aus der Welt, nachts hörten sie immer mehr Schüsse und weit entfernte Explosionen, als wäre in der Stadt ein Bürgerkrieg entbrannt. Es waren Menschen auf der Straße

unterwegs, die an die Türen klopfen, nach etwas zu Essen oder nach Wasser fragten. Kinder weinten, Eltern waren machtlos. Einige sprachen von Sammelstellen in Turnhallen und Stadien, andere waren auf dem gefährlichen Weg in die Innenstadt, wo sie noch Vorräte vermuteten. Die nächtlichen Schüsse und Schreie aus der Richtung schienen sie in ihrer Verzweiflung nicht zu hören. Alles was sie wollten, war etwas zu essen für sich und ihre Kinder. Und Sarah lag hellwach im Bett, nur einige Meter von ihren Vorräten entfernt, die auch für sie nicht mehr lange halten würden. Aber David hatte recht, wenn er sagte, dass sie nichts verschenken durften. Sie mussten am Leben bleiben, um zu helfen, die Welt neu aufzubauen, sobald das Schlimmste vorbei war. Doch wann war schon das Schlimmste vorbei. Es konnte sich nichts ändern. Die Menschheit war ins Mittelalter zurückgeschleudert worden und kämpfte wieder gegen die Natur. Und je mehr die Menschen verloren, desto mehr kämpften sie gegen ihresgleichen. Wie ein sterbender, um sich beißender Organismus. Konnte sie ein Kind in diese Welt setzen und David für ihrer aller Überleben kämpfen lassen? Nein, so nicht. Sie konnte ihn nicht solch einem Druck aussetzen. Vielleicht war es ja auch gar nichts. Was hatten sie schon in der letzten Zeit gegessen? Ihre Hormone spielten sicher nur verrückt und gleichzeitig hatte sie sich einen Infekt eingefangen. Ja, sie musste ihm noch nichts erzählen. Nicht, bis sie sich vollkommen sicher war.

David kam erst spät aus dem Schlafzimmer gewankt. Sarah blickte von ihrem Frühstück auf. Eine Scheibe Schwarzbrot. Das war alles. Aber sie konnte sich nicht beschweren, schließlich hatten sie mehr, als die meisten Menschen. Sie gab ihm einen Kuss auf die Wange, wischte mit dem Ärmel einen benutzten Teller vom letzten Frühstück sauber und stellte ihn auf den Tisch.

„Wie hast du geschlafen?“, fragte sie betont beiläufig. Sie war sich zwar ziemlich sicher, dass er von ihrer Morgenübelkeit nichts mitbekommen hatte, wollte aber nichts riskieren.

„Gut“. David sah aus, als hätte er mehrere Nächte nicht geschlafen. Die Essensrationen und das wenige Wasser machte ihnen beiden zu schaffen.

„Ich werde heute-“, er geriet ins Stocken und fuhr dann fort: „Ich muss mal hier raus. Ich kann nicht warten, bis irgendetwas passiert“. Abfällig betrachtete er seine Portion Schwarzbrot. „Wir müssen irgendwie an essen kommen. Ich kann noch einmal in den Laden gehen, vielleicht wurde er ja noch nicht vollständig leer geräumt“.

„Du gehst nicht noch einmal in die Stadt! Meinst du wirklich, du bist der einzige, der auf diese glorreiche Idee kommt? In der Stadt wimmelt es garantiert von verhungerten Menschen, die allen tun werden, um zu überleben. Mich würde es nicht wundern, wenn sie hier bald nicht mehr nur klopfen, sondern uns die Tür eintreten und uns alles wegnehmen. David-“, sagte sie mit Nachdruck. „Wir sind genauso am Arsch wie alle anderen. Nur, dass es bei uns noch nicht ganz so weit ist“

Normalerweise benutzte sie solche Worte nicht, aber sie hatte Davids Blick gesehen. Dieser bestimmte Blick, kurz bevor er sich unüberlegt und ohne Plan auf irgendeine neue Idee stürzt. Aber wenn er jetzt in die Innenstadt ging, würde er das nicht überleben, da war sie sich sicher. Die Schüsse und Explosionen kamen allesamt aus dem Süden. Dort, wo mehr Menschen wohnten, wo es wahrscheinlich etwas zu Essen gab. „Wir kommen noch eine Weile klar“, sagte sie und legte ihre Hand auf seine. Die Haut unter ihren Fingern fühlte sich rissig und trocken an.

„Wahrscheinlich hast du Recht“

„Hör zu, es tut mir leid, aber-“

„Nein mir tut es leid. Ich will nicht, dass-“

„Ich weiß“

Dann schwiegen sie.

KAPITEL 9

DAVID

David war müde. Er wollte nicht mehr nur herumsitzen, aber was blieb ihm schon anderes übrig. Sarah hatte Recht und eigentlich wusste er das. Aber irgendetwas an ihrer Art kam ihm sonderbar vor. Jedoch war er zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, die ihn schon die letzten Tage und Wochen umtrieben, als dass er sich mit ihrem Gemütszustand auseinandersetzen wollte. Also aß er einfach sein verdammtes Frühstück und betrachtete dabei seine Freundin. Ihre langen, blonden Haare hatte sie zu einem Zopf zusammengebunden um zu kaschieren, dass sie schon seit langem nicht mehr gewaschen worden waren. Auch wenn Sarah und David sehr versuchten, auf ihre Hygiene zu achten, war die Zeitspanne zwischen den einzelnen Waschtagen immer länger geworden. Aufkommenden Körpergeruch überdeckten sie mit Deodorants, Waschlappen wurden mehrere Male benutzt. Einmal war David zufällig ins Bad gekommen, als sie sich gerade mit ihrem Trinkwasser die Zähne putzte, ohne es vorher mit ihm abgesprochen zu haben. Daraufhin war ein Streit entbrannt, in dem jeder die andere Seite verstehen konnte, aber dennoch standhaft seine eigene Position verteidigte. Sie einigten sich darauf, dass sie auf irgendeine Weise Wasser für solche Dinge einfangen mussten. David leitete den Abfluss der Regenrinne in den Keller um, wo

eine Plastikwanne das Wasser auffangen sollte. Das Einzige was noch fehlte war der Regen. Wenn es einmal regnete, dann hielt dieser nur kurz an. Aber das gewonnene Wasser reichte, um David und Sarah einmal am Tag das Zähneputzen zu ermöglichen. Für die gesamte Vegetation des Gartens und der Umgebung war das Wetter jedoch eine reine Katastrophe. Die Blätter waren gerade aus ihren Knospen gekommen, als die UV-Strahlung zugenommen hatte. Einige hielten länger durch als andere, aber jetzt waren die meisten Blätter gefallen und lagen wie Herbstlaub am Boden. Der Rasen war verdorrt und das Grün war langsam aus der Welt gewichen wie das Rot des Blutes aus einem blutenden Schlachtvieh. Was das für die Ernten auf der ganzen Welt und damit für alle Völker bedeutete, konnte sich kaum jemand vorstellen. Tatsächlich waren es etwa 4 Milliarden Menschen, die schon während der ersten drei Wochen starben. Besonders betroffen waren große, dicht besiedelte Städte wie Peking, Mumbai oder Paris, aber auch die weniger besiedelte Gebiete der Welt, wie die weitläufigen Flächen Afrikas und Russlands wurden nicht verschont. Ganze Stadtviertel brannten mit all ihren Bewohnern nieder, die Versorgung mit Lebensmitteln war nicht mehr gewährleistet und Krankheiten verbreiteten sich wegen dem ausgefallenen Ab- und Frischwassersystem, fehlender medizinischer Versorgung und den entzündeten, blasenschlagenden Sonnenbränden wie Lauffeuer. Wolken von Fäulnisgeruch umgaben die Ställe, in denen die letzten Kühe, Rinder, Schweine und Geflügel auf engstem Raum

verhungerten und verdursteten, nachdem sie im Überlebenskampf die sterblichen Überreste ihrer Artgenossen verschlungen hatten. Ratten vermehrten sich exponentiell und es kam in vielen Teilen der Erde wieder zu Ausbrüchen der Beulenpest. Die Kranken konnten nicht mit Antibiotika behandelt werden, da diese nun seit mehreren Tagen und Wochen ungekühlt waren. Nichts auf der Welt würde jemals so sein wie zuvor.

David konnte davon nichts ahnen und nahm noch einen Bissen von seinem Schwarzbrot. Ihm schmeckte es nicht mehr. Sie hatten in den letzten Wochen nur zwischen Schwarzbrot mit Marmelade und Schwarzbrot mit Honig wählen können. Dass das Brot bald leer sein würde, war natürlich ein Problem, aber keines was ihn momentan zu sehr beunruhigte.

„Ich habe nachgedacht“, sagte er. Er konnte die Gedanken die in seinem Kopf immer lauter wurden nicht mehr für sich behalten. „Weißt du, was heute für ein Tag ist?“

Sarah war verwirrt. „Keine Ahnung. Mittwoch?“

„Der 15. April. Heute ist unser Jahrestag.“

„Ja das stimmt.“

Sie schwiegen einen Moment, dann sagte er: „Wir sind heute seit 3 Jahren zusammen.“

Sarah gab einen zustimmenden Laut von sich, aß dann noch ein bisschen Brot. David sah sie jetzt direkt an.

„Was ist, wenn die Welt nie wieder normal wird? Wenn das jetzt das neue ‚Normal‘ ist?“ Er redete schnell und die Worte, die ihn die letzten Wochen belastet hatten,

sprudelten aus ihm heraus wie Sturzbäche. Und es war ihm egal, dass es kitschig klang. Es musste heraus. „Ich liebe dich, Sarah. Und daran kann selbst das alles hier nichts ändern. Ich will mit dir alt werden und mich mit dir über die Jugend aufregen. Golf spielen und irgendwann vielleicht auch Bingo. Vielleicht ist das alles jetzt nicht mehr möglich, aber ich will, dass du es weißt. Ich will, dass du weißt, dass ich dich immer lieben werde, egal was kommt, ich will dich beschützen und dir alles bieten, was du willst. Wenn du nicht wärst, wäre ich ein niemand, du machst mich komplett. Ich will dich niemals verlieren.“

Sarah hatte aufgehört zu essen und sah ihn mit Tränen in den Augen an. David wusste, dass solche Gefühlsausbrüche für sie nicht nur ungewohnt waren, es hatte wahrscheinlich noch nie einen derartigen Ausbruch gegeben. Natürlich wusste sie nicht, wie der Tag verlaufen wäre, wenn der Sonnenschirm der Erde sich nicht aufgelöst hätte. David wäre mit Sarah in einem sündhaft teuren Restaurant essen gegangen. Anschließend hätten sie eine Theatervorstellung besucht, um danach zu dem Platz zu fahren, von dem David wusste, dass man die Sterne sehen konnte und dass sie niemand stören würde. Dann hätte David Sarah gefragt, ob sie ihn heiraten würde. Den Ring hatte David schon ausgesucht, hatte eine Gravur beauftragt, würde ihn aber wahrscheinlich niemals von dem Juwelier abholen.

„Ich will dich auch nicht verlieren!“ Sie nahm seine Hand über den Tisch hinweg in ihre eigene. Ihre Augen glänzten

feucht. „Wir bleiben zusammen. Zusammen sind wir am stärksten.“

„Versprochen?“

„Versprochen.“

Den Rest des Tages verbrachten sie in Decken gekuschelt auf dem Sofa, erzählten sich Geschichten und lasen. Es war fast wie Urlaub. Er las Bücher, die er immer lesen wollte und fing sogar wieder an zu zeichnen. David hatte die ganze Zeit das Gefühl, Sarah hielt etwas zurück, schob es dann aber darauf, dass sich im Moment alle möglichen Gefühle in ihr aufstauen mussten. Abends machte er ihr über dem alten Campingkocher einen Pfefferminztee, den sie so gern vor dem Schlafengehen trank. Es wurde Nacht und der Tag verging.

KAPITEL 10

ELIJAH

„Verdammte Scheiße, wer auch immer dafür verantwortlich ist, ich bringe ihn um“. Finn hatte einen schlechten Tag. Aber wer konnte es ihm verdenken. Sie waren aufgewacht, als die Sonne langsam unterging, hatten ihre Sachen gepackt, die Hälfte der Vorräte aus dem Haus in den Wagen getragen und sich nach einer kurzen Besprechung zum Aufbruch fertig gemacht. Heute sollte es in die Hamburger Innenstadt gehen, Emilio Dubois musste so schnell wie möglich nach Eckernförde. Als der Fahrer den Wagen starten wollte, passierte das, was auf keinen Fall passieren sollte. Nichts. Kein Geräusch des Motors, keinerlei Lebenszeichen. Bei dem anderen Wagen genau das Gleiche. Und nun lief Finn wie ein wütender Stier über den Hof, trat gegen die Reifen, brüllte die Männer an, sie sollten den Fehler finden. Jeweils zwei Männer beugten sich über die geöffneten Motorhauben, fachsimpelten und probierten immer wieder, den Schlüssel zu drehen. Doch das Ergebnis blieb unverändert.

Die Familie hatten sie schon losgebunden und aus dem Zimmer gelassen, als sie eigentlich hatten aufbrechen wollen. Nun saßen sie verängstigt in einer Ecke des Wohnzimmers und sagten kein Wort. Elijah hatte ihnen eine ihrer Wasserflaschen gebracht. Nur das kleinste Kind hatte danach gegriffen und getrunken. Alle Anderen

starrten ihn mit roten Augen an. Das war das Einzige, was er seit dem Aufstehen getan hatte. Den Rest der Zeit hielt er sich aus der ganzen Operation heraus. Er würde den verdammten Wissenschaftler überzeugen, mit ihnen zu kommen. Eine Aufgabe, die er als nicht besonders schwierig einschätzte. Wer würde schon „Nein“ sagen, wenn man ihm sauberes Trinkwasser, eine sichere Überfahrt in die bewölkte Welt Norwegens und die Möglichkeit die gesamte Menschheit zu retten anbot. Er sicherlich nicht. Und dann war sein Job erledigt. Er würde nie wieder an solch einer Fahrt teilnehmen. Er hatte genug von diesen Menschen.

Die Stunden verstrichen und niemand schien eine Lösung für das Problem zu finden. Anscheinend hatten die Sonnenwinde am Vortag einige Sicherungen und Schaltkreise zerstört, die zum Starten des Motors unverzichtbar waren. Es würde einige Zeit und Ersatzteile benötigen, bis beide Wagen wieder einsatzbereit waren. Finn kochte und schnauzte jeden an, der es wagte, das Wort an ihn zu richten. Dabei tat er selbst nichts, um zur Lösung des Problems beizutragen. Die Basis in Eckernförde würde sie schon Ende dieser Nacht zurückerwarten und es gab keine Möglichkeit mit ihnen zu kommunizieren. In anderen Zeiten wäre ein Suchtrupp losgeschickt worden, der sie abgeholt hätte, aber seit der Umpolung wurde der Ehrenkodex des Militärs nicht mehr ganz so groß geschrieben. Die Gefahr eine weitere Einheit guter Männer oder Frauen zu verlieren war einfach zu

groß. Sie konnten nichts tun, als zu hoffen, dass die Wagen wieder anspringen würden.

Elijah stand allein im Badezimmer. Die Tür hatte er aufgelassen, so fiel ein Teil des wenigen Lichts von draußen auf die hässlichen Kacheln. Im Spiegel wirkten seine Augen matt und seine Locken, auf die er früher sehr stolz gewesen war, lagen platt auf seinem Kopf. Er hatte sich abgekapselt und hoffte, nicht gesehen zu werden. Hier würde er einfach ausharren, bis die Anderen eine Lösung gefunden hatten. Er fühlte sich fehl am Platz und ärgerte sich, nicht stärker protestiert zu haben, als er für diese Mission eingeteilt wurde. Immer wenn ihn jemand aus der Gruppe ansah, meinte er eine gewisse Feindseligkeit in ihren Augen erkennen zu können. Er gehörte nicht zu ihnen und das wussten sie genau so gut wie er. Aber was sollte er tun? Jetzt war er hier und würde die Mission mit ihnen durchziehen, bis er wieder in Eckernförde war.

Von draußen hörte er, wie ein Motor gestartet wurde. Das tiefe Brummen ließ die Wände vibrieren. Sie hatten es also geschafft. Elijahs Freude hielt sich in Grenzen. Als er aus dem Haus trat, verfinsterte sich seine Laune noch weiter. Der etwas kleinere Geländewagen lag völlig zerlegt vor ihm. Unter der geöffneten Motorhaube kamen einzelne Schläuche und Kabel hervor, die Verkleidung der Fahrertür lag zerrissen und zerbrochen auf einem Haufen neben dem Hinterreifen. Dort, wo normalerweise die Kabel der Stereoanlage Platz fanden, war nun nichts mehr zu sehen. Anscheinend hatten seine Kollegen den kleineren Wagen vollkommen ausgeschlachtet, damit sie

die Mission wenigstens mit einem Fahrzeug abschließen konnten. Und der Motor lief. Nun mussten nur noch zwölf erwachsene Männer in dem einen Fahrzeug Platz finden.

Hatte Elijah in der vorigen Nacht noch gedacht, sie säßen dicht gedrängt, dann war dies hier eine neue Dimension. Sie hatten zwar schon all ihre Rucksäcke, Sturmgewehre und Vorräte in Kisten verstaut und auf dem Dach befestigt, dennoch war das Auto längst nicht für 16 Personen ausgelegt. Er war nur froh, dass er keine Platzangst hatte. Dicht an die Wand gedrängt, mit einer nach Schweiß und Tabak riechenden Schulter im Gesicht, die ihm bei jeder Bodenwelle die Nase zu brechen drohte, ließ es sich nur schwer atmen. Finn saß auf dem Beifahrersitz. Seine Laune hatte sich kaum verbessert, obwohl er wohl den besten Platz im Auto hatte. Die Nacht war schon viel zu weit vorangeschritten, sie würden ihren Zeitplan nicht mehr einhalten können. Das hieß, dass sich die Mission um eine weitere Nacht in die Länge ziehen würde.

Elijah dachte gerade an die Familie, in deren Haus sie den Tag verbracht hatten und überlegte, was sie wohl jetzt gerade taten. Ihn überkam ein Gefühl des Mitleids. Diese Kinder hatten nicht die Chance, eine normale Kindheit zu erleben. Stattdessen lebten sie mit Angst und Hunger. Er schloss die Augen und dachte an seine eigene Kindheit. Ihm war es nie so klar gewesen, wie in diesem Augenblick, was für ein verdammtes Glück er doch eigentlich hatte.

Obwohl er in Frankreich geboren worden war, hatte er sein ganzes Leben in Deutschland verbracht. Seine Mutter hatte nur Französisch mit ihm gesprochen, sein Vater nur Deutsch. Nach dem Umzug fand sein Vater schnell einen neuen Job in der Metallindustrie. Bis zu seiner Rente arbeitete er sich vom Lagerarbeiter bis zum stellvertretenden Werksleiter herauf. Seine Mutter unterrichtete bald Französisch an verschiedenen Volkshochschulen und letztlich an einer großen Universität. Auch nachdem sie das Alter für den Ruhestand erreicht hatte, arbeitete sie weiter. Aus Spaß an der Freude. Elijah hatte die beiden nicht mehr häufig besucht. Nachdem sie in eine Einrichtung für betreutes Wohnen umgezogen waren, hatte er immer seltener den Weg aus Eckernförde auf sich genommen, um seine Eltern zu sehen. Jetzt tat es ihm leid, aber das machte nun auch keinen Unterschied. Manchmal fragte er sich, ob seine Eltern tot waren. Er würde es nie mit Sicherheit wissen. Obwohl ihm die Realität nur allzu klar war. Seine Eltern waren höchstens ein EVAC 3. Altenheime wurden bei Evakuierungen nicht mehr beachtet. Es klang unmenschlich, aber der Aufwand rechtfertigte nicht mehr den Nutzen. Wenn es um das Überleben der Menschheit geht, mussten Abstriche gemacht werden. Dass dabei tausende Menschen und mit ihnen Millionen Erinnerungen für immer verloren waren, hatte in diesen Zeiten kaum Gewicht.

Finn holte ihn aus seinen Gedanken zurück: „Bei Sonnenaufgang sollten wir in der Nähe von Hamburg sein.“

Wir holen uns ein Haus mit Garage, wo wir den Wagen unterstellen können. Dann haben wir die ganze nächste Nacht Zeit, Emilio zu finden und zurück zu fahren. Alle einverstanden?“. Ohne wirklich auf eine Antwort zu warten sprach er weiter: „Dort machen wir dann eine Besprechung. Ich habe die Pläne vom Gebäude dabei, wir bilden Teams und dann holen wir uns den Einstein.“

Dass es nicht ganz so einfach werden würde, war Elijah eigentlich schon in diesem Moment klar.

KAPITEL 11

DAVID

Der nächste Tag begann wie der Letzte. David erwachte aus einem schlechten Traum, Sarah war schon wach und bereitete das Frühstück vor. Dieses Mal würde es kein Brot mehr geben, vielleicht nie wieder. Jetzt vermisste David das Pumpernickel doch.

Die Sonne war schon aufgegangen und nahm langsam ihren Lauf. Trotzdem kam nur wenig Sonnenlicht durch die mit Brettern vernagelten Fenster. Unter anderen Umständen hätte es in ihrer Wohnung ausgesehen wie in einem Geisterhaus. Das Licht, das durch die Spalten zwischen den Brettern drang, tauchte das Wohnzimmer in ein warmes und zugleich kaltes Licht. Die Staubkörner tanzten durch die Lichtstreifen. Egal wie sehr man versuchte, die Sonne auszusperren, sie fand immer einen Weg ins Innere. Sie war seit Anbeginn der Zeit ein Lebensbringer für die Erde gewesen. Ganze Religionen hatten die Sonne angebetet und ihre Kraft geheiligt. Ohne sie hätte es auf der Erde nie Leben geben können. Von dem kleinsten Bakterium bis hin zum größten Blauwal, alles was lebt ist abhängig von der Sonne. Aber letzten Endes ist es der Sonne egal, was sich hier bewegt, wächst, baut, plant und tut. Sie folgen ihren eigenen physikalischen Gesetzen. Und so wurden die Sonne und die Erde zum

Feind allen Lebens. Und dem konnte sich niemand entziehen.

Sie frühstückten Pfirsiche aus einer Dose und als sie danach noch nicht satt waren, öffneten sie noch eine Dose Tunfisch. Es tat David jedes Mal im Herzen weh, wenn er seine Vorräte schwinden sah, wusste aber auch nicht, was er sonst gegen seinen Hunger tun sollte. Sie hatten den Fisch halb aufgegessen, als sie draußen auf der Straße einen Wagen hörten. Beide erstarrten in ihren Bewegungen. Das Dröhnen wurde lauter. Es musste irgendeine Art Truck sein. Dann, als der Boden unter ihren Füßen zitterte und die Gläser im Schrank klirrten, hörte man nur das hohes Quietschen alter Bremsen, der Motor erstarb und es wurden mehrere Türen geöffnet. David bedeutete Sarah absolut still zu sein, während sie sich langsam vom Tisch entfernten. Und dann hörte er sie sprechen. Die Stimmen waren laut und es schien, als kämen sie direkt von ihrer Auffahrt. Sie konnten nicht verstehen, was die Stimmen sagten, aber sie klangen tief und aggressiv. David ging in ihr Schlafzimmer. Er spähte durch die Spalten zwischen den Brettern, die das Fenster verdeckten. Nun sah er, wem sie gehörten. David zählte etwa zehn vermummte Gestalten. Ihrer Uniform und dem Wagen nach, waren sie von der Bundeswehr. Sie waren ungefähr so gekleidet, wie er, als er zwei Tage zuvor im Laden gewesen war. Neben dem typischen Flecktarn trugen sie Sonnenbrillen, Schals und Handschuhe. Der erste Impuls der Freude darüber, dass sie vielleicht gekommen waren, um ihnen zu helfen, wich einer

unbestimmten Unbehaglichkeit. Irgendetwas erschien ihm merkwürdig. Die Männer standen vor dem Haus der Lindners auf der anderen Straßenseite und hämmerten gegen die Tür. Die Lindners waren ein älteres Ehepaar, deren Kinder schon ihre eigenen Leben hatten und die sich für den Ruhestand dieses Haus in der Hamburger Vorstadt gekauft hatten. David kannte die beiden nur flüchtig, die Anzahl echter Gespräche konnte man an einer Hand abzählen. Meistens beschränkte es sich auf ein wenig Small-Talk, wenn sie ein Paket für ihn angenommen haben.

Nun stand eine Gruppe Soldaten vor ihrer Haustür und versuchte sich Zutritt zu verschaffen. Etwas an der Art und Weise der Männer ließ ihn hoffen, dass sie nicht zu Hause waren. Aber wo sollten sie sonst sein? Glas klirrte. Einer der Männer hatte mit dem Fuß die Scheibe neben der Tür eingetreten und langte nun mit seiner rechten Hand hinein, um die Tür von innen zu öffnen. Plötzlich und ohne Vorwarnung durchschnitt ein markerschütternder Schrei die Ruhe der Vorstadt. Der Mann riss seine Hand aus der Öffnung. Die zackigen Glassplitter durchschnitten seinen Ärmel und die darunterliegende Haut. Das änderte aber nichts an der Menge des Blutes, die sowieso schon aus seiner Hand quoll. In der Mitte seiner Hand klaffte eine riesige, glatte Wunde, die seine Hand beinahe in zwei Hälften teilte. Während der Daumen noch fest mit dem Arm verbunden war, hingen die übrigen Finger nur noch an einigen Sehnen und Knöchelchen des kleinen Fingers. Der Mann hielt sie

fest, als wollte er sie einfach wieder an der Hand befestigen. Dabei schrie er aus voller Kehle. David wollte nicht mehr hinsehen, konnte aber gleichzeitig den Blick nicht abwenden. Selbst aus dieser Entfernung erkannte er das Fleisch und die Knorpel, das Blut und die Knochen. Der Mann würde die Hand nie wieder benutzen können. Wenn er es überhaupt überlebte. Die übrigen Männer lösten sich langsam aus ihrer Schockstarre. Einer kümmerte sich um die Hand des Verletzten, während sich zwei andere mit aller Macht gegen die Tür warfen. Nach zwei Anläufen gab die Tür nach und schwang nach innen auf. Die Angreifer traten einen Schritt zurück und David sah mit Entsetzen, wie Herr Lindner mit einer Axt bewaffnet aus der Tür stürzte. David schnellte herum und rannte zur Haustür, stieß dabei fast Sarah um, die im Flur stand und ihn fragend ansah, aber er beachtete sie nicht. Er riss die Haustür auf und schrie den Namen seines Nachbarn. Die letzte Silbe konnte Herr Lindner aber nicht mehr hören. Entweder weil der Schuss den Schall von Davids Stimme übertönte, oder weil sein Hörzentrum schon von der Kugel des Revolvers, die sich einen Weg durch seinen Kopf bahnte, zerstört worden war. Seine Axt fiel ihm aus der Hand, er kippte nach vorne und schlug mit dem Gesicht auf dem selbst gepflasterten Gartenweg auf.

David war wie erstarrt, er konnte Sarah hinter sich keuchen hören und hoffte, dass sie nicht allzu viel von dieser Szene mitbekommen hatte. Doch seine Erstarrung hielt nicht sehr lange an, denn sein Schrei war nicht unbemerkt geblieben. Drei der Männer hatten sich zu ihm

umgedreht und sahen ihn aus ihrer Vermummung durch die Sonnenbrillen hindurch an. Der mit dem Revolver in der Hand setzte sich als erstes in Bewegung und kam auf ihn zu. David schlug die Tür zu und legte den Balken in das Balkenschloss. Dann zerrte er Sarah am Arm, sodass sie hinter ihm her stolpern musste. Der erste Körper prallte gegen die Tür. Kurz darauf wurde die Fensterscheibe des Schlafzimmers eingeschlagen. Das erste Brett knackte. Lange würde es nicht mehr dauern, bis die Männer in ihrem Haus waren. David zog Sarah weiter mit sich, riss die Vorhänge von der Terrassentür und stieß sie auf. Er war geblendet von der Intensität der Sonne, hatte aber keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, denn er hörte, wie im Schlafzimmer ein weiteres Brett nachgab.

„Wir müssen rennen!“, war das einzige, was er zu Sarah sagte, bevor er sie mit über die Terrasse zog und von ihrem Haus weglief. Sie rannten über ihren Rasen, sprangen über einen kleinen Graben auf das Feld, was sich direkt hinter ihrem Haus erstreckte. Der Acker hatte brach gelegen und das wenige Gras darauf war in den letzten Wochen verdorrt. Die Oberfläche war hart und ausgetrocknet, sodass sie sich überraschend gut zum laufen eignete. Er schirmte Sarahs Gesicht mit seinen Händen ab, um sie vor der Sonne zu schützen, die zu ihrer Rechten im Süden stand. Sie vertraute ihm und rannte blind neben ihm her. Er selbst versuchte nicht über ihre Beine zu stürzen, hielt Ausschau nach einem Versteck, wo sie sicher vor der Sonne waren und drehte sich immer wieder um. Sie waren ungefähr an der Mitte des Feldes angekommen, als David

sah, dass die Männer auf seiner Terrasse standen und ihnen nachsahen. Niemand machte Anstalten ihnen zu folgen. In diesem Moment stolperte Sarah über einen großen, trockenen Erdklumpen und riss ihn mit sich zu Boden. Sie stieß einen spitzen Schrei aus, als David mit seiner Schulter auf ihrer Hand landete. Nur langsam fand David seine Orientierung wieder. Ihre Hand schien nicht schwer verletzt zu sein, denn sie stützte sich bereits auf ihr ab. David rappelte sich auf, zog Sarah weiter und verbarg weiterhin ihr Gesicht vor der Sonne. Auf der anderen Seite des Feldes fand sich ein kleines Waldstück, welches zwei Felder voneinander trennte. Eigentlich war es nur eine Ansammlung von etwa 30 kahlen Bäumen auf einer kleinen Anhöhe, aber es war perfekt um sich dort zu verstecken.

David leitete Sarah in den Schatten einer Birke und bedeutete ihr, sich auf den Bauch zu legen. Der Boden war voller Blätter und David deckte sie damit zu. Als Sarah vollständig von Blättern bedeckt war, legte er sich neben sie und häufte selbst Blätter über sich. Sein Atem beruhigte sich langsam und er entspannte sich. Die fünf Minuten auf dem Feld hatten ihn an den Rand seiner Kräfte gebracht.

„Geht es dir gut?“, fragte David, der nun seine Augen geschlossen hatte. War er das Licht nicht mehr gewohnt oder warum waren seine Augen so müde?

„Ja, alles in Ordnung. Und bei dir?“

„Alles gut.“

Sie lagen eine ganze Weile schweigend da, bis Sarah sagte: „Meinst du, die Typen verschwinden wieder und wir können heute Abend ins Haus zurück?“

„Ich bin mir nicht sicher. Die werden unsere Vorräte nehmen, aber ich denke nicht, dass sie bleiben.“ Von seiner Sorge, sie könnten ihre Fluchtrucksäcke unter der Terrasse finden, erzählte er ihr nichts. David öffnete wieder die Augen und guckte über das Feld. Von der Anhöhe auf der sie lagen konnte man ihr Haus und die Nachbarschaft erkennen. Menschen sah er keine, aber das musste nicht heißen, dass sie wieder weg waren.

Es verging eine Weile, bis er seine Gedanken in Worte fassen konnte.

„Sollten uns die Leute nicht helfen?“

“Was meinst du?“

“Die Bundeswehr, ich meine die haben-“

“Die waren von der Bundeswehr?“ Sarahs Stimme klang entgeistert. “Ich habe sie gar nicht wirklich gesehen, ich habe nur den Schuss gehört und dann ging es so schnell, dass...“

“Sie haben Herrn Lindner erschossen“

Sarah sagte nichts. Die Szene spielte sich erneut vor seinem inneren Auge ab und er konnte nichts dagegen tun.

“Vielleicht leben wir jetzt in einem Militärstaat, wer weiß das schon“, spekulierte David, um auf andere Gedanken zu kommen.

“Vielleicht. Wenn noch nicht mal das Militär uns helfen kann...“

Sie brauchte nicht weiter zu sprechen. Es war beiden klar, dass die Welt nie wieder so werden würde, wie sie mal war.

KAPITEL 12

ELIJAH

Er hätte schreien können, als er sah, wie der Mann zusammenklappte, als hätte man einer Marionette die Fäden durchgeschnitten. Sein Kopf war leer und gleichzeitig herrschte völliges Chaos. Hatte nicht jemand etwas gerufen? Niemand von ihnen, da war er sich sicher. Finn schien es auch gehört zu haben, denn er ging direkt an Elijah vorbei auf das gegenüberliegende Haus zu. Er sah noch, wie die Tür zugeschlagen wurde und dann ging alles ziemlich schnell. Die Männer setzten sich beinahe gleichzeitig in Bewegung, Finn schmetterte seine Schulter gegen die Tür, wie er es auch das letzte Mal getan hatte. Einige gingen am Hau entlang, schlugen ein Fenster ein und versuchten die Bretter dahinter aus dem Weg zu schlagen. Elijah war der einzige, der wie angewurzelt stehen blieb. Ben kümmerte sich etwas abseits auf dem verwelkten Grün des Vorgartens um den jungen Soldaten mit der Axtwunde. Seine Hand, oder vielmehr das, was davon übrig war, nahm eine dunkle Farbe an. Er verlor viel Blut und wurde mit jeder Sekunde blasser. Ben gab ihm Schläge auf die Wangen, redete auf ihn ein.

Elijah blickte auf den leblosen Körper, der immer noch auf dem Gehweg lag. Die Blutlache, die sich um seinen Kopf bildete, war überraschend klein. Es war nicht das erste Mal, dass Elijah einen Menschen hatte sterben sehen,

aber das hier war anders. Das war eiskalter Mord. Der Mann wollte sein Haus verteidigen, genau wie der Vater im letzten Haus. Falls dieser Mann hier Kinder hatte, würde er sie jedoch nie wiedersehen.

Ein Schatten holte ihn in die Wirklichkeit zurück. Aus der offenen Haustür trat eine ältere Frau. Sie trug eine Art Nachthemd und lief mit langsamen Schritten auf den Leichnam zu. Als sie sich hin kniete, tropften ihre Tränen von ihren Wangen in die Blutlache, wo sie sich mit dem Blut vermischten, bevor sie zwischen den Gehwegplatten versickerten. Sie heulte nicht, sie schrie nicht, sie wimmerte nur. Etwas in ihr war kaputt gegangen. Unwiederbringlich verloren. Er hätte sie gerne in den Arm genommen. Mit ihr geweint. Ihr gesagt, dass alles gut wird. Aber er wollte nicht lügen. Nichts würde für sie so sein wie vorher. Sie war auf sich allein gestellt und würde so nicht lange überleben. Aber mitnehmen konnten sie die Frau auch nicht. Der wenige restliche Platz war für Emilio Dubois reserviert.

„Sie sind weg“, kam es aus dem anderen Haus. Elijah löste sich aus seiner Starre und kniete sich neben die Frau. Er sagte nichts, sondern legte nur eine Hand auf ihre. Die Frau zog sie nicht weg. Sie schien ihn gar nicht zu bemerken. Es war nicht der Zeitpunkt etwas Tröstendes zu sagen. Und selbst wenn, wäre ihm nichts eingefallen, was er hätte sagen können. Er fühlte ihre Hand zittern, schloss die Augen und betete für den Mann.

Sie mussten in den Schatten. Ihre Kleidung und ihre Brillen konnten sie zwar einigermaßen gut vor der Sonne schützen, aber sie brannte immer stärker auf sie herab.

„Sie müssen mitkommen, hier können Sie nicht bleiben“, sagte er leise zu der Frau. Sie trug ein T-Shirt und hatte garantiert schon einen schweren Sonnenbrand erlitten. In einer Stunde würden sich die ersten Symptome zeigen, da war sich Elijah sicher. Sie reagierte nicht, saß immer noch regungslos auf dem Boden.

Er wiederholte seine Aufforderung. Sie drehte den Kopf, als bekäme sie erst jetzt etwas von seiner Anwesenheit mit. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen, ihr Gesicht war aufgedunsen. Der Blick, mit dem sie ihn ansah, war nicht mehr leer sondern voller Hass und Abscheu. Elijah wollte noch etwas sagen, ihr klar machen, dass er nicht wirklich zu denen gehörte, die ihrem Mann und ihr das angetan hatten. Er war anders als die. Der Kiefer der Frau spannte sich an und bevor Elijah ihr das alles sagen konnte, spuckte sie ihm ins Gesicht. Ihr Speichel stank nach Magensäure und zu wenig Flüssigkeit. Elijah wurde beiseite gestoßen, einer der Soldaten, der sie beobachtet haben musste, warf sich auf die Frau, drehte sie auf den Bauch und stemmte ihr ein Knie ins Kreuz. Sie keuchte. Elijah wusste nicht was er tun sollte. Völlig perplex wischte er sich das Gesicht ab. Er wollte gleichzeitig heulen und sich übergeben. Es gelang ihm nicht, seine Gedanken zu sortieren. Der junge Soldat hebelte der Frau einen Arm auf den Rücken und brachte sie dazu, aufzustehen. Er führte sie zu dem anderen Haus hinüber, wo er sie den anderen

übergab, die sie hineinbrachten und dann selbst im Haus verschwanden.

KAPITEL 13

DAVID

Sie lagen auf dem Bauch, zugedeckt mit Blättern, die Augen geschlossen und das Gesicht der Sonne abgewandt. Der Plan war es, zu warten, bis es dunkel wurde und die Männer eingeschlafen waren, um dann die Rucksäcke zu holen. Anschließend würden sie möglichst viel Strecke zwischen sich und die Soldaten bringen. Bis dahin mussten sie aber noch den ganzen Tag überstehen. Einige Male änderten sie ihre Liegeposition, da die Sonne weitergewandert war und zwischen den kahlen Bäumen auf sie herabschien. Immer wieder wurde er schläfrig, kämpfte aber dagegen an. Er wollte nicht im Schlaf von jemandem überrascht werden. Als die Sonne langsam hinter den Bäumen verschwand, befreiten sie sich aus ihren Blätterdecken und beobachteten eine Weile ihre Umgebung. In keinem der Häuser war Licht zu sehen, was zunächst ein gutes Zeichen war. Trotzdem warteten sie noch etwa eine Stunde, bis die Sonne vollständig untergegangen war und das Feld nur noch von den Nordlichtern und dem fast vollständigen Vollmond erleuchtet wurde. Sie mussten zurück zu ihrem Haus, denn ohne jegliche Ausrüstung oder Nahrungsmittel würden sie keine drei Tage überleben.

Sie näherten sich schräg ihrem Haus. Zwar konnte man sie so von der Terrassentür aus nicht direkt sehen, trotzdem

fühlten sie sich, als ob tausende von Augen auf sie gerichtet wären. Leise setzten sie einen Fuß vor den anderen, bei jedem Geräusch blieben sie stehen. Sehr weit entfernte Stimmen riefen unverständliche Dinge. Das Knacken eines Astes unter Davids Schuh ließ sie beide zusammenfahren. Die kühler werdende Luft strich über ihre Gesichter. Langsam kamen sie der Terrasse näher. Alles wirkte dunkel, ruhig und verlassen, als sie sich in den ausgetrockneten Graben legten, der ihr Grundstück von dem Feld trennte. Von hier aus konnten sie an der Hecke, die ihr Grundstück zu beiden Seiten begrenzte, vorbei die Terasse beobachten. Gerade wollte David besprechen, wie sie ihre Rucksäcke in ihren Besitz bringen sollten, als die Terrassentür geräuschvoll aufgestoßen wurde und zwei Stiefelpaare ins Freie traten. David sah nur zwei Silhouetten, bevor er seinen Kopf zurückzog. Sie hielten den Atem an und machten sich so klein wie möglich. In dem Graben konnte man sie zwar nicht sehen, aber wenn die beiden Männer sich entschieden, von der Terasse in den Garten zu gehen, lagen sie ihnen direkt zu Füßen.

„... war er wech, einfach so!“, beendete der eine seinen Satz. Seine Stimme klang alt und kratzig. David stellte sich zu dieser Stimme unwillkürlich einen alten, hageren Matrosen vor. Sein Hamburger Dialekt tat das übrige.

„Und du glaubst, dass es so etwas gibt?“ Der andere Mann antwortete mit einer vollkommen gegensätzlichen Stimme. Er klang jung und intelligent. „Selbst wenn ich nicht hier wäre, würde ich da niemals hin gehen“

“Meine Frau sollte da hin. Sie ist direkt zu uns gekommen als es anfing. Ein paar Tage konnte sie in der Kaserne wohnen, dann wurden alle in Busse gepackt. Wohin sollen sie sonst gekommen sein, wenn nicht ins Camp?”

“Keine Ahnung. Aber selbst wenn es das Camp in Rostock gibt, wie lange sollen die noch Essen haben? Irgendwann gibt es nichts mehr und dann bricht einfach nur ein Krieg aus!”

Der Alte schwieg.

“Hör zu, ich wollte nicht-”

“Ne, is’ schon gut. Ich wünsche mir einfach nur, dass sie noch lebt”

Es folgte eine lange Pause. David war verwirrt. Das Militär hatte Camps für die Bevölkerung? Aber warum wussten diese Soldaten nichts genaueres darüber? Und wieso brachten sie die Überlebenden, die sie hier fanden nicht in eins dieser Camps? Er sah, dass Sarah genau die gleichen Fragen durch den Kopf gingen. Schließlich brach der Alte das Schweigen und fragte: „Wie geht’s Toms Hand?“

„Ich konnte die Blutung stoppen. Das Nähzeug der Leute hier ist ganz okay, aber der Schnitt ist einfach zu groß, ich kann ja keine Knochen zusammennähen. Der Typ hat ihm die Hand ja fast abgeschlagen. Ich muss noch mit Finn besprechen, ob ich den Rest abnehmen soll, oder ob wir warten, bis es von selbst abfällt. Ich hoffe, er lässt ihn nicht einfach hier, nur weil er ohne rechte Hand plötzlich ein EVAC 4 ist.“

David erschauerte bei der Vorstellung, wie der Mann nun wahrscheinlich in Sarahs und seinem Bett lag, sich in Schmerzen wand und das Laken mit Blut besudelte. Neben ihm das Nähset, welches er Sarah zu einem Jahrestag geschenkt hatte. Erst als er ihr Gesicht sah, nachdem sie das Geschenkpapier geöffnet hatte, war ihm klar geworden, dass sie zum Jahrestag etwas anderes erwartet hatte. Am nächsten Tag waren sie in die Stadt gegangen und David hatte ihr ein Kettchen mit einem Herzanhänger gekauft. Das Nähset wollte sie trotzdem behalten.

Die Stimme des Alten riss David aus seinen Gedanken: „Hat Finn dir gesagt, wie es jetzt weitergeht?“

„Wenn alle wach sind, machen wir wohl eine Besprechung. Aber er meinte zu mir, dass wir wahrscheinlich noch einen Tag hier bleiben. Wir sind eh schon zu lange unterwegs, die in der Basis haben uns garantiert schon abgeschrieben. Und die Leute hier haben noch eine Menge Zeug. Vielleicht bekommen wir Tom bis dahin auch wieder fit. Ach ja und morgen wollte er nochmal durch die Nachbarschaft, einfach ein bisschen gucken, wie die Lage ist. Und wenn wir irgendwo ein hübscheres Mädchen finden als die Alte von dem Toten, würde ich mich auch nicht beschweren. Aber für Finn scheint es wohl zu reichen. Ich würde in dem Keller hier ja keinen hoch bekommen.“

Die Männer lachten ein dreckiges, verbotenes Lachen. David wurde übel. Er sah Sarah an, ihr schien es ähnlich zu gehen.

„Lass ma‘ rein gehen, wird langsam arschkalt hier draußen!“ Der Jüngere stimmte zu und die beiden gingen zurück ins Haus.

David und Sarah saßen mehrere Minuten stumm nebeneinander. Keiner brachte auch nur ein Wort heraus. David konnte als erstes wieder klare Gedanken fassen. Auch wenn die Übelkeit noch nicht ganz verfliegen war, schob er sich langsam den Graben nach oben, um auf die Terrasse schauen. Es war niemand mehr da, die Vorhänge waren zugezogen. Auch Sarah hatte sich aufgerappelt und hockte hinter ihm. Er gab ihr ein Zeichen, leise zu sein und ihm zu folgen. Wenn die Männer noch einen weiteren Tag hier blieben, mussten sie es jetzt einfach riskieren. Gebückt schlichen sie über den Rasen an die Seite der Terrasse, wo sie die Rucksäcke versteckt hatten. David langte mit einer Hand unter die Holzkonstruktion, während Sarah aufmerksam die Umgebung beobachtete. Wenn jetzt jemand die Vorhänge öffnete, waren sie geliefert. Er fischte mit der Hand und suchte nach dem regenfesten Stoff der Rucksäcke, fand aber nichts als trockenen Dreck. Die Panik brach schon fast in ihm aus, als er endlich den äußersten Zipfel einer Tasche spürte und sie daran aus ihrem Versteck zog. Der zweite Rucksack lag noch weiter hinten, aber er schaffte es, auch ihn hervorzuziehen. Schnell setzte er Sarah den leichteren auf. Er selbst schwang den großen Reiserucksack über seine Schulter, dessen Inhalt ein wenig klapperte. Das Geräusch kam ihm in der Stille unnatürlich laut vor. Aber die Umgebung blieb ruhig, niemand hatte sie gehört. Als sie

beide fertig waren, trat David den Rückweg an. Sie entfernten sich rasch, kletterten durch den Graben und liefen am Rand des Feldes entlang. Gerade als David sich sicher war, dass sie nun genügend Abstand gewonnen hatten, hörte er, wie Sarah seinen Namen zischte. Er blieb stehen, drehte sich um und sah sie fragend an.

„Was ist mit Frau Lindner?“, flüsterte sie.

„Was soll mit ihr sein?“

„Sie halten sie im Keller gefangen“

„Ja. Aber wir können ihr nicht helfen.“

Die Sorge in ihrem Blick wich purem Zorn.

„Das sagst du so einfach“, zischte sie ihn an. „Da liegt eine verdammte Frau und wird wahrscheinlich vergewaltigt und du willst einfach weggehen und deinen Arsch retten? Wenn du das ernst meinst, dann bist du kein Stück besser als die da drinnen!“

Dabei deutete sie in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Davids Magen verkrampfte sich. Diesen Ton hatte er noch nie von ihr gehört und das machte ihm Angst. Natürlich hatte sie Recht. Wenn es Sarah gewesen wäre, die dort festgehalten wurde, hätte er bis zum letzten Atemzug für ihre Freiheit gekämpft. Tief in seinem Inneren schämte er sich, dass er die Frau so zurückgelassen hätte. Gleichzeitig wollte er nicht, dass Sarah sich in Gefahr begab. Und so eine Befreiungsaktion war verdammt gefährlich. Doch er hatte keine Wahl. In dieser Nacht würden sie die Frau aus dem Keller befreien.

KAPITEL 14

DAVID

Die Rucksäcke versteckten sie in einem großen Gebüsch hinter einem Komposthaufen, einige Häuser weiter. Während sie sich einen Plan überlegten, aßen und tranken sie etwas. Sie hatten den ganzen Tag nichts zu sich genommen und es schmeckte wie ein Festmahl. Als sie fertig waren, verschafften sie sich einen Überblick über die Dinge in ihren Taschen, die ihnen nützlich sein konnten. David war beim Packen noch davon ausgegangen, dass sie im Falle einer Flucht, mit dem Auto fahren würden, weshalb er einen Kanister mit fünf Litern Benzin in seinen Rucksack gequetscht hatte. Den würden sie nun nicht mehr brauchen. Zum Anzünden eines Feuers hatten sie auch immer noch Grillanzünder dabei. In diesem Moment kam David eine zündende Idee. Sie tranken das letzte Wasser aus einer der beiden Plastikflaschen, nahmen eine Glasflasche mit Obstbrand zur Hand und füllten deren Inhalt in die nun leere Plastikflasche. Anschließend goss David Benzin in die Glasflasche, bis sie fast voll war, schnitt sich mit einem Taschenmesser ein Stück Stoff aus dem T-Shirt, rollte den Stoff zusammen und steckte ihn in die Flasche, sodass es fest im Flaschenhals saß, aber noch ein gutes Stück nach außen hing. Wie man ein Molotowcocktail herstellte, hatte er nur in einer Dokumentation gesehen. Eigentlich war es viel zu einfach.

Er wäre nie auf die Idee gekommen, er könnte selbst mal einen benötigen. Doch jetzt war es soweit. Er erklärte Sarah, wie sie die Brandbombe benutzen musste, die winkte aber ab und sagte, dass sie das schon mal gemacht hätte. David zog erstaunt die Augenbrauen hoch. Davon hatte er noch nie etwas gehört.

„Als ich angefangen habe, zu studieren, haben so ein paar Millionäre versucht, direkt an der Alster irgendwelche Luxuswohnungen hochzuziehen. Dafür mussten sie einen kleinen Wald beseitigen, in dem jedes Jahr richtig seltene Vogelarten gebrütet haben. Irgendwie haben sie es geschafft, eine Genehmigung dafür zu bekommen. Und dann, naja.“ Sie guckte verlegen zu Boden und lächelte. „Vielleicht haben wir eine oder zwei Bauhütten abgefackelt.“

David war sprachlos. „Wieso hast du mir davon noch nie etwas erzählt?“

„Ach komm, manchmal bist du so spießig, ich dachte, du würdest mich sofort an die Polizei übergeben.“ Nun mussten sie beide lachen und David fühlte so etwas wie Stolz in sich aufkeimen.

Sie machten sich auf den Weg. Der Plan bestand darin, dass Sarah den Molotowcocktail in das Haus der Lindners werfen würde und sich dann so schnell wie möglich verstecken würde. Während die Männer versuchen würden den Brand zu löschen, war es an David in ihr eigenes Haus zu gehen, Frau Lindner zu finden und mit ihr zu fliehen, bevor die Männer zurück kämen.

David war an seiner Position im Graben angekommen, an der sie vor wenigen Minuten noch das Gespräch belauscht hatten. Bei sich hatte er ein Taschenmesser und eine kleine Taschenlampe. Nun musste er warten, bis die Männer das Haus verließen und er unerkannt den Keller betreten konnte. Er lauschte in die Stille um ihn herum. Aus dem Haus konnte er Stimmen hören, verstand aber nichts von dem was sie sagten. Seine Zähne begannen zu klappern. Seit die Sonne untergegangen war, wurde es stetig kälter. Ein Klirren durchbrach die Stille, dann das Geräusch einer Stichflamme. Die Umgebung wurde ein wenig heller. Aus dem Haus kamen laute Stimmen und schnelle Schritte. Die Vordertür öffnete sich und er hörte, wie die Männer rufend und fluchend die Straße überquerten. In ihrem Haus wurde es still. Er wollte keine Zeit verlieren und machte sich sofort auf den Weg. Hastig überquerte er den Rasen, lief zur Terrassentür und drückte sie auf. Sie war nicht verschlossen. Er betrat das Wohnzimmer und musste feststellen, dass ihm seine Umgebung ungewohnt fremd vorkam. Zwar war alles noch an seinem uhrsprünglichen Platz, doch das Wissen darum, dass dieses Haus nicht mehr ihm gehörte machte ihn traurig. Er riss sich zusammen. Trotz dieser Gedanken durfte er keine Zeit verlieren.

Die Kellertreppe lag hinter einer niedrigen Tür, die von dem Flur abging, der die Haustür und das Wohnzimmer in einem geraden Gang verband. So war sie sowohl vom Eingang als auch von der Terrasse gut sichtbar. David öffnete leise die Tür, ging hindurch und schloss sie hinter

sich. Ihn umgab nun eine erdrückende Dunkelheit, es roch nach Schimmel und abgestandener Wäsche.

„Frau Lindner?“ Seine zitternde Stimme wurde von dem Raum verschluckt. Es gab keine Antwort.

Aus seiner Hosentasche holte er die kleine Taschenlampe. Es war ein Modell, das es für wenig Geld in jedem Discounter gab. Doch als David sie einschaltete, reichte das Licht aus, um die Stufen der steilen Holztreppe zu beleuchten, die hinab zum Betonboden in der Mitte des Kellers führte. Vorsichtig setzte er seinen Fuß auf die erste Stufe. Dann auf die nächste. Es knartzte und er versuchte den Gedanken zu verdrängen, dass jemand durch die einzelnen Bretter hindurch nach seinen Knöcheln greifen könnte. Zügig ging er die restlichen Stufen herab, bedacht darauf, nicht zu stürzen. Unten angekommen, schwenkte er den Lichtschein umher. Der Keller bestand aus einem einzigen großen Raum, an den Wänden standen Regale mit Farbtöpfen, Weinflaschen, Blumentöpfen, Holzresten, Elektromüll, Schrauben, Reinigungsmitteln und allerlei Zeug, das sie eigentlich nicht mehr brauchten, aber nicht verkaufen oder wegschmeißen wollten. Die Waschmaschine und der Trockner standen an der gegenüberliegenden Wand. Der Lichtkegel streifte einen dunklen Haufen auf dem hellen Beton. Als David die Taschenlampe darauf richtete, zog sich sein Magen zusammen und er fiel auf die Knie. Frau Lindner war eine schöne Frau gewesen, ihr Alter hatte ihr die Aura einer Mutter verliehen. Die Frau, die dort vor David auf dem Kellerboden lag, war nicht mehr Frau Lindner. Der nackte

Körper war übersät mit blauen Flecken und ihre graubraunen Haare waren von Blut verklebt. Irgendwo am Hinterkopf musste sie eine große Platzwunde haben. Um ihren Mund herum hatte sich Erbrochenes gesammelt. Ihm war schwindelig. Sein Magen zog sich zusammen. Nur langsam ging er auf den Körper zu, ging in die Hocke und betrachtete die leblose Hülle. Er hatte keine großen Hoffnungen, einen Puls zu spüren, dennoch legte er zwei Finger an ihren Hals. Ihr Körper war noch etwas warm, aber unter seinen Fingern spürte er kein Pochen, sah nicht, wie sich ihr Brustkorb hob oder senkte. Er ließ sich zurückfallen, wischte sich die Tränen aus den Augen und überlegte was er nun tun würde. Er wollte schreien und um sich schlagen. Diese Männer hatten zwei gute, unschuldige Menschen getötet und er konnte nichts tun, um das ungeschehen zu machen. Ihn erfüllte eine Wut, die er noch nie verspürt hatte. Am Liebsten wäre er aus dem Keller gestürmt und hätte einen nach dem anderen mit seinem Messer erstochen. Er wusste nicht genau, wie viel Zeit vergangen war, als er wieder halbwegs klar Denken konnte. Er musste zu Sarah, bevor die Männer wieder ins Haus zurückkehrten. Sicherlich wartete sie schon längst am Treffpunkt. Er rappelte sich auf, ließ den Lichtkegel noch einmal durch den Raum gleiten und entdeckte in einem Regal eine alte Plane. Er breitete sie über dem nackten, zerschundenen Körper aus und flüsterte eine kurze Entschuldigung. Seine Hände zitterten, als er sich ein letztes Mal umsah und die Treppe nach oben stieg. Plötzlich hörte er Schritte über sich. Dann Stimmen, die an

der Kellertür vorbei gingen, stehen blieben, sich wieder bewegten. Er verstand nur einige Fetzen. Sie redeten über das Feuer und wie sie es gelöscht hatten. Außerdem hatten sie eine Frau gesehen, die sie aber nicht mehr finden konnten.

Und unter ihren Füßen stand David in dem fensterlosen Keller, während ihm langsam klar wurde, dass er diesen so schnell nicht mehr verlassen würde.

KAPITEL 15

ELIJAH

Sie trafen sich in der Küche um die Lage zu besprechen. Elijah stellte sich etwas außerhalb hin. Sie waren ihm immer fremder geworden. Es waren Tiere. Anders konnte man sie nicht beschreiben. Ohne Rücksicht auf andere Menschen verfolgten sie ihr Ziel. Und wenn ihnen jemand im Weg stand, dann wurde er weggeräumt. Eine Einstellung, die in ihm eine tiefe Verachtung auslöste. Keiner der Menschen, mit denen sie in den letzten 48 Stunden zu tun gehabt haben, hatten irgendwelche bösen Absichten gehabt. Sie wollten alle nur ihre Familien, ihr Haus oder ihre Vorräte verteidigen. Niemand hatte das verdient, was sie ihnen angetan hatten. Schon gar nicht den Tod.

Finn teilte die Männer ein. Es sollte zwei Wachen geben, die vor der Eingangstür standen. Falls diejenigen, die das andere Haus abfackeln wollten, zurückkämen, würden die Männer nicht lange zögern und ihnen eine Ladung Kugeln in die Brust schießen. Alle anderen konnten sich noch etwas entspannen, jedoch nicht so lange, wie zwischendurch geplant. Finn war die Umgebung doch zu unsicher. In spätestens zwei Stunden würde die Fahrt weitergehen. Dann war es etwa Mitternacht und sie konnten in der dunkelsten Nacht in die Innenstadt fahren, Dubois abholen und wieder verschwinden. Elijah hatte

Glück und wurde für nichts eingeteilt. Das Sofa hatte ihm schon als Schlafplatz gedient, dann konnte er sich dort jetzt auch noch ein bisschen ausruhen. Er hatte wie immer schlecht geschlafen, aber die Dunkelheit, die sich seit einigen Stunden über die ganze Vorstadt legte, half seinem Körper, endlich Ruhe zu finden.

KAPITEL 16

DAVID

Etwa eine halbe Stunde war vergangen, seit die Männer ins Haus zurückgekehrt waren. Sie wussten nicht, dass David nur wenige Meter unter ihnen auf dem Kellerboden unter der Treppe saß und nachdachte. Neben ihm lag ein Holzsplit und sein Messer. Alle anderen Gegenstände, die man als Waffe hätte benutzen können, hatten sie ja nach oben gebracht. An der Wand ihm gegenüber lag noch immer der tote Körper unter der Plane. Obwohl er ihn in der absoluten Dunkelheit nicht sehen konnte, bohrte sich dessen Präsenz in seinen Verstand. David hatte keinen Plan, wie er dem Keller entkommen sollte. Es gab keine Fenster und die Kellertür war von allen Seiten zu sehen. Oben war es stiller geworden, es schien, als besprächen sie die Lage. Irgendwann ging die Sonne auf und damit würde eine Flucht so gut wie unmöglich werden.

Plötzlich öffnete sich die Kellertür über ihm und der schwache Schein einer Kerze drang durch die Dunkelheit. Ein kurzes, leises Keuchen entfuhr ihm. Er hielt die Luft an und rechnete schon mit lauten Stimmen und Schüssen, doch der Mann auf der Treppe tat nichts dergleichen und stieg nur langsam die Treppe weiter herunter. Durch die einzelnen Stufen hindurch, sah er die Umrisse scharfer Stiefel. David hatte den absurden Gedanken, dass dies vielleicht seine letzten Minuten im Diesseits sein könnten.

Aber unter Umständen war es auch die Chance aus seinem Gefängnis zu entkommen.

David verhielt sich so still er konnte. Er wagte es kaum zu atmen. Vorsichtig griff er nach dem Holzseil und richtete sich ein wenig auf. Der Mann hatte den Fuß der Treppe erreicht und lief einen Bogen zu der Stelle, wo der Körper an der der Wand lag. Er hatte einen ihrer Kerzenständer in der Hand. Seine Silhouette wirkte hühnenhaft. Erst etwa einen Meter vor dem elenden Haufen, erkannte er, dass hier etwas nicht stimmte.

„Was zum-“ Weiter kam er nicht, denn David sprang in diesem Moment aus der Dunkelheit hervor und ließ seinen improvisierten Knüppel in einem weiten Bogen von der Seite gegen den Kopf des Mannes schlagen. Es gab ein hässliches Geräusch, welches an zwei große, gegeneinander stoßende Steine erinnerte, ein leises Stöhnen und dann der Aufprall des schlaffen Körpers auf dem Betonboden. Die Kerze fiel zu Boden und erlosch. Mit einem mal war der Keller wieder in eine undurchdringliche Dunkelheit getaucht. David zog die Taschenlampe aus seiner Hosentasche, schaltete sie ein und betrachtete die beiden Körper vor seinen Füßen. Der Mann regte sich etwas und stöhnte, als David im Augenwinkel etwas aufblitzen sah. Er richtete die Taschenlampe darauf und sah im hinteren Hosenbund des Mannes einen Revolver stecken. „Finn“ dachte David und griff nach der Waffe. Es war ein relativ kurzer Revolver aus silbernem Metall, nicht ganz so klobig, wie man sie aus Western-Filmen kannte. Dennoch lag er schwerer in der

Hand als man es zunächst erwarten würde. Auf dem Lauf war ein Schriftzug zu lesen: „TAURUS“, das musste der Name des Herstellers sein. Die Trommel für die Patronen ließ sich nach außen klappen, indem man einen Knopf am Griff nach vorne schob und sie dadurch löste. Fast so wie bei den Spielzeugrevolvern, mit denen er als Kind gespielt hatte. Damals hatten sie mit den roten Platzpatronen aufeinander geschossen. In diesem Revolver fanden sich aber keine Schwarzpulverkapseln, sondern echte Kugeln. Von den insgesamt neun Kammern der Trommel waren noch sieben durch überraschend kleine Patronen belegt. Der Griff war mit Gummi beschichtet und in der Zielvorrichtung war ein kleines, rotes Stück Plastik eingelassen.

Finn bewegte sich. Mit einem Stöhnen drehte er sich auf den Rücken und blickte mit halb geöffneten Augen in das Licht der Taschenlampe. Er war etwa in Davids Alter, hatte braune Haare und ein kantiges Gesicht. Seine Wangen waren eingefallen. Er stammelte etwas, aber David war egal, was er zu sagen hatte. Dieser Mann war seine Fahrkarte in die Freiheit.

Die Kellertür öffnete sich und David trat über die Schwelle. Er hatte Finn von hinten mit der linken Hand an der Kehle gepackt, mit der Rechten hielt er den Revolver auf Finns Kopf gerichtet. Leise schob er sich an der Wand entlang in Richtung Terrasse. Der Mann in seiner Gewalt machte gurgelnde Geräusche, aber David dachte nicht daran, seinen Griff zu lockern. Er betrat das Wohnzimmer

und sah im Schein einiger Kerzen, wie sich zwei Männer in der Küche unterhielten. Er konnte ihre Gesichter im fahlen Lichtschein ebenso wenig erkennen, wie das des Mannes, der auf dem Sofa in Davids Rücken lag. Er schien zu schlafen. Schnell durchquerte er den Raum um niemanden mehr hinter sich zu haben, als einer der Männer aus der Küche rief: „Hey! Finn, was ist- lass ihn sofort los!“ Seine albern klingenden Worte alarmierten den Mann auf dem Sofa und eine weitere Gestalt, die auf dem Boden gesessen hatte. Zwei Männer kamen durch den Flur, richteten ihre Waffen auf ihn, ließen sie aber schnell wieder sinken, als sie Finn erkannten.

„Ihr verdammten Schweine!“ Davids Stimme hatte einen dunklen Klang angenommen. Es war kaum mehr als ein Knurren, aber mit so viel Nachdruck, wie das Brüllen eines Bären, der sein Revier verteidigen will. Die Zeit schien für einen kurzen Moment still zu stehen. Natürlich hätte er einfach die Tür aufstoßen und zu Sarah laufen können. Aber die Macht, die er über diese Untermenschen hatte, gefiel ihm auf eine perverse Art und Weise. Der Mann in seiner Gewalt hatte einen Menschen erschossen und eine Frau vergewaltigt und zum Sterben im Keller liegen gelassen. David merkte erst gar nicht wie sich sein Finger um den Abzug schloss und der Hahn langsam gespannt wurde. Dann ging alles sehr schnell. Er hörte das Klirren der Terrassentür hinter sich, wirbelte herum und sah Sarah mit einem Ziegelstein in der Hand vor ihm stehen. Finn fiel zu Boden und die Männer stürzten ihm zur Hilfe,

während David durch das zersplitterte Fenster kletterte und mit Sarah in der Nacht verschwand.

David bemerkte den Schnitt erst, als sie wieder bei den Rucksäcken angekommen waren. Beim Durchqueren der Terrassentür war er mit der Schulter an einem Splitter hängen geblieben und nun lief warmes, dickes Blut unter dem aufgeschlitzten T-Shirt Ärmel heraus.

"Verdammte Scheiße!", fluchte er und zog den Ärmel über die Wunde nach oben. Sarah besah sich die Wunde im Schein der Taschenlampe und wirkte beinahe routiniert, als sie den Obstbrand, eine Kompresse und den Verband aus ihrem Rucksack holte, sie von ihrer Verpackung befreite und den Alkohol entkorkte. Eigentlich beschränkte sich Sarahs Wissen über solche Dinge auf den Erste Hilfe Kurs für den Führerschein und einige Staffeln Grey's Anatomy. Und doch war David überrascht von den flüssigen Bewegungen seiner Freundin. Er konnte sich nicht vorstellen, welche Sorgen sie sich während der letzten Stunden hatte machen müssen. Im Schein der Taschenlampe sah sie um Jahre gealtert aus. In ihren blonden Haaren hatten sich Blätter und Dreck verfangen, als wäre sie durch Büsche gerannt. Auf ihrem Gesicht war keine Regung zu erkennen. Nur eine Träne lief ihre zerkratzte Wange entlang.

Sie kippte einen guten Schwung des Obstbrandes in die Wunde und der Schmerz traf David wie ein Blitz. Sein ganzer Körper verkrampften sich und er konnte sich kaum zurückhalten, laut loszuschreien. Nach einer gefühlten

Ewigkeit, in der er seinen Kiefer vor lauter Druck kaum noch spürte, ließ der Schmerz langsam nach. Sarah hatte eine Kompresse auf die Wunde gepresst und machte sich nun daran den Verband um seinen Arm und seine Schulter zu legen. David fühlte sich als hätte man ihm alle Kraft aus dem Körper gesogen.

"Das sollte halten" Sarah strich noch einmal sacht über den Verband. Nun wirkte sie traurig. Nach einer Weile sah sie zu ihm auf, als wollte sie in seinen Augen die Antwort auf eine Frage finden, ohne sie zu stellen. David wusste, dass sie wissen wollte, was mit Frau Linder passiert war. Er war ohne sie aus dem Haus gekommen, den Rest konnte sie sich zusammenreihmen. Dennoch wollte sie Gewissheit. Er schüttelte kaum merklich den Kopf. Sarahs Gesicht blieb beinahe regungslos, bis auf das kleine Zucken am Auge.

“Wir sollten weiter”, sagte sie und wand sich ab.
“Vielleicht suchen sie schon nach uns”

David zwang sich aufzustehen, obwohl er am liebsten auf der Stelle eingeschlafen wäre. Die letzten Stunden hatten seine volle Konzentration verlangt, doch nun war die Anspannung von ihm abgefallen und er merkte, wie sich der Schlaf seines Körpers bemächtigen wollte. Es konnte nicht mehr allzu lange dauern, bis es hell wurde und sie wussten noch nicht, wie und wo sie sich tagsüber vor der Sonne schützen konnten. Außerdem hatten sie keine Chance, wenn die Soldaten entscheiden sollte, wirklich Jagd auf sie zu machen.

"Ja... ja, du hast recht" David zog den Rucksack über die gesunde Schulter und hielt seinen anderen Arm gebeugt vor seinen Körper. Die Wunde pochte taub.

Sie zogen los in Richtung Norden, weg von der Stadt, auf einem Feldweg, den sie im Sommer häufig gelaufen waren. Am Anfang redeten sie noch über das Geschehene, Sarah erzählte ihm, wie sie auf ihn gewartet hatte und panisch überlegt hatte, wie sie ihm zu Hilfe kommen konnte, als die Männer wieder ins Haus gegangen waren. Als sie dann David am Fenster gesehen hatte, schmiss sie ihren Plan über Bord und schlug einfach die Scheibe ein.

Sie liefen seit zwei Stunden als sie in einen Wald kamen, in dem sie im vorletzten Frühjahr eine kleine Hütte mit Infotafeln über die örtliche Flora und Fauna gefunden hatten. Wenn sie sich an diesem Tag nicht verfahren hätten, wären ihnen der Tag sicher nicht so lebhaft in Erinnerung geblieben. Noch immer gab David Sarah die Schuld dafür, da sie sich lieber auf ihr Bauchgefühl als auf die Karte verlassen wollte. Trotzdem, oder gerade deshalb war es eine wunderbare Tour geworden. Denn als sie irgendwann durch Zufall auf die Hütte stießen, waren sie fernab von allen Menschen und konnten die völlige Ruhe des Waldes genießen. Es hatte nach altem Holz und nassen Tannennadeln gerochen. Das Sonnenlicht war durch die Nadelbäume gefallen und hatte die Kühle des Waldes ein wenig erwärmt. Nachdem sie dort etwas gegessen hatten und sich sicher waren, dass sie vollkommen alleine waren, hatten David seine Freundin gegen die Holzwand gedrückt und sie innig geküsst. Ihre

weichen Lippen schmeckten nach Erdbeermarmelade und David hatte seit langem das erste Mal wieder Schmetterlinge im Bauch. Er zog Sarahs Oberteil aus und berührte ihre Brüste, spürte ihre weiche Haut und küsste sie wieder. Sie hatten den gesamten Nachmittag in der Hütte verbracht und als es langsam dunkel wurde, machten sie sich wieder auf den Rückweg, voll mit Lebensglück und Liebe.

Die Hütte stand noch an der gleichen Stelle, nur der Weg dorthin war nicht mehr so gut zu erkennen. Scheinbar war die Hütte aufgegeben worden, denn das Dach war an einigen Stellen offen und der Boden war voller Moos und Grünspan. Über den Bildern und Texte zu den Vögel und Pflanzen des Waldes hatten Jugendliche einen unlesbaren Schriftzug gesprüht.

„Zum Schlafen wird es reichen“ sagte David und holte seinen Schlafsack aus seinem Rucksack. Sie legten sich in die dunkelste Ecke der Hütte und schliefen schon bald ein, während die ersten Sonnenstrahlen zwischen den kahlen Baumstämmen hindurch fielen auf den trockenen Waldboden fielen.

KAPITEL 17

ELIJAH

„Lass sie laufen, die gehen eh bald drauf“

Finn hielt sich noch immer seine Kehle und seine Stimme hörte sich rau und krächzend an. Sie standen hinter der zersplitterten Glastür und sahen den beiden Flüchtenden nach, die wie gejagte Hasen über das Feld rannten. Elijah wusste nicht warum, aber der Mann, war ihm auf eine absurde Art und Weise bekannt vorgekommen. Wie aus einem Traum oder wie eine Erinnerung an eine Erinnerung. Ein Deja-vu. Was auch immer es war, er meinte den Mann schon einmal gekannt zu haben. Wäre es nicht so dunkel gewesen, hätte Elijah vielleicht sein Gesicht erkennen können, aber so hatte er nichts als ein unbestimmtes Gefühl.

Sie brachen früher auf als geplant. Keiner der Männer wollte noch länger an diesem Ort bleiben. Alle wollten den Auftrag erledigen und zur Basis zurückkehren und zwar so schnell wie möglich.

So saßen sie keine halbe Stunde später wieder dicht gedrängt in dem Geländewagen. Die Fahrt sollte nicht besonders lange dauern. Sie folgten den Schildern in die Innenstadt Hamburgs.

Obwohl Elijah hier zur Schule gegangen war, erkannte er fast nichts wieder. Die Gebäude waren fensterlos, die Straßen voller Müll. Je näher sie dem Zentrum kamen,

desto stechender wurde der Geruch nach Verwesung, Kot und Urin. Immer mehr Leichen lagen auf der Straße und in Hauseingängen. Zweimal kamen sie an schwarzen Scheiterhaufen vorbei, auf denen unzählige Leichen verbrannt worden waren. Elijah wurde übel, als er die einzelnen verkohlten Körper betrachtete. Der Tod machte hier vor niemandem Halt. Auch nicht vor Frauen und Kindern. Einige Menschen, vor allem Männer, stolperten noch über die Straßen. Sie hatten nichts bei sich, außer einem kleinen Rucksack. Mit weit geöffneten Augen und Mündern winkten sie dem Militärfahrzeug zu, als könnten sie es zum Anhalten bewegen, als erwarteten sie irgendwelche Hilfe. Eine der wenigen lebendigen Frauen, die sie sahen, blieb Elijah im Gedächtnis. Sie schrie nicht und wedelte nicht mit den Armen, sondern saß mitten auf der Straße, blickte in die Scheinwerfer und tat sonst nichts. Ihre braun-grauen Haare hingen ihr in Strähnen über das Gesicht. Sie wollte nicht mehr kämpfen. Ihre Augen waren matt. Das einzige was ihr noch helfen konnte, war ein Wunder.

Sie näherten sich der Binnenalster. Emilio Dubois war in einem der teuersten Hotels der Stadt untergebracht, das Fairmont Hotel Vier Jahreszeiten. Mit einem unglaublichen Blick über die Binnenalster und die Hamburger Altstadt war es ein viel genutztes Hotel von hochrangigen Politikern und geschätzten Wissenschaftlern. Es diente nicht nur als Schlafplatz, sondern auch als Marktplatz für Ideen und Kontakte. Das Hotel hatte 156 Zimmer. Dubois Zimmer lag in der dritten Etage, hatte

einen Balkon, einen Whirlpool und einen Arbeitsbereich. Je näher sie dem Stadtkern kamen, desto merkwürdiger wurde das, was sich ihren Augen darbot. Neben einigen Leichen, die wie vergessene Kaffeebecher in den Rinnsteinen lagen, liefen Männer, Frauen und Kinder mit Einkaufswagen durch die Nacht. Sie zogen den Toten die Schals und Handschuhe ab, sahen nach, ob sich noch etwas zu Essen in ihren Taschen befand und zogen dann weiter. Es stank nach Fäkalien und Verwesung. Elijah erinnerte sich, was einige Soldaten nach einer ähnlichen Rettungsaktion erzählt hatten. Der Hunger alleine brachte die Menschen nicht um. Es waren die Krankheiten, die ausbrachen, weil es kein frisches Trinkwasser gab und niemand die Toten bestatten konnte. In ihrer Verzweiflung zogen die Menschen in die Städte um Medikamente, Wasser oder Nahrung zu finden. Was sie nicht wussten, war, dass hier der Tod um die Häuser zog. Jede kleine Infektion, jedes Bauchweh wuchs hier zu einer unaufhaltsamen Krankheit heran, die jeden zugrunde richtete, der nicht mehr stark genug war.

Sie bogen in die Straße ein. Der Mond schien in dieser Nacht sehr hell, sodass sie sogar einiges erkennen konnten. Links von ihnen lag spiegelglatt das Wasser, während zu ihrer Rechten die alten Häuser aufragten. Nur einige hundert Meter weiter konnten sie schon das Hotel erkennen, zu dem sie wollten. Es sah schlimmer aus, als sie erwartet hatten. Aus einigen zerbrochenen Fensterscheiben hingen die leichten Vorhänge, als hätte jemand sie so drapiert. Die Eingangstür lag in Splittern,

Müll füllte die Parkplätze davor. Ein silberner Porsche stand noch dort, völlig ramponiert, als wäre eine Horde Elefanten darüber gelaufen. Wenn die Welt zugrunde ging, gab es halt immer noch Menschen, die alles in Schutt und Asche legen mussten. Dabei war es ihnen egal, dass sie damit nur der Natur vorgriffen. An den Mauern des alten Gebäudes waren mit gelber Sprühfarbe lachende Sonnen gesprüht. Welch eine Ironie.

Sie schalteten die Scheinwerfer aus und fuhren die letzten hundert Meter bis zum Haupteingang des Hotels. Weit entfernt sahen sie einige Personen. Sie bewegten sich wie Zombies, nicht auf sie zu und nicht von ihnen weg. Sie würden wahrscheinlich keine Gefahr darstellen. Der Fahrer stellte den Motor ab, die Türen wurden geöffnet und alle sprangen aus dem Wagen. Der Gestank nach Brackwasser und Exkrementen erschlug sie beinahe. Die meisten holten sich ihre Sturmgewehre vom Autodach, Elijah und ein paar andere ließen die großen Kaliber dort und vertrauten eher auf die Mobilität und das geringere Gewicht ihrer Handfeuerwaffen. Dann formierten sie sich. Finn stand ganz vorne, Elijah neben Ben etwa in der Mitte. Der Fahrer, dessen Namen Elijah immer noch nicht gelernt hatte, blieb im Wagen. Er würde hupen, wenn etwas Unvorhergesehenes geschah. Dann setzten sie sich in Bewegung. Die Männer hatten solche Einsätze schon häufig trainiert, das merkte man. Mit leichten Füßen und ohne ihre Formation zu verändern, bahnten sie sich einen Weg durch den Schutt. Glassplitter knirschten unter ihren schweren Stiefeln. Hinter der Tür führte eine kleine

Treppe zu einer Drehtür, die vollständig aus ihrer Verankerung gerissen worden war. Ab hier mussten sie ihre Taschenlampen einsetzen, da das Dunkel sonst undurchdringbar gewesen wäre. Es sah aus, als wäre eine Bombe eingeschlagen. Es erinnerte an einen Kriegsschauplatz oder eine Kulisse aus einem Anschlagfilm. An einigen Stellen waren kleine Einschusskrater in den Wänden zu sehen und dem roten Teppich fehlten einige Stücke. Es war alles ruhig. Gespenstisch ruhig. Finn hielt die Faust nach oben, alle hielten inne. Er verschaffte sich einen Überblick. Zu ihrer Rechten befand sich der Empfangstresen, zu ihrer Linken, hinter einigen Sitzgelegenheiten, deutete ein Schild mit der Aufschrift „Zu den Fahrstühlen“ und einem entsprechenden Piktogramm in einen geräumigen Gang. Sie folgten dem Schild und fanden neben den Fahrstuhl Türen eine Tür in das Treppenhaus. Es roch muffig und abgestanden. Lautlos passierten sie den Durchgang. Stufe für Stufe stiegen sie die Treppe nach oben. Auf dem ersten Plateau angekommen, gab es vorne in der Formation ein Keuchen, einige schnelle Bewegungen, dann war wieder Stille. Finn war wohl beinahe über jemanden gestolpert, der auf dem Treppenabsatz geschlafen hatte. Der ältere Mann lag nun mit Kabelbindern gefesselt und einem Stück Klebeband über dem Mund auf dem Bauch. Er guckte sie mit weit aufgerissenen Augen an, während sie an ihm vorbeigingen. Sie erreichten das dritte Stockwerk und hielten inne. Jeder lauschte angestrengt in die Stille, ob sich irgendetwas regte,

aber außer dem Mann zwei Stockwerke unter ihnen gab es nichts. Finn öffnete langsam die Tür, die in den Flur führen sollte. Sie ging schwer und quietschte. Er drückte seine Schulter dagegen, die Männer hinter ihm zielten über ihn hinweg in den Flur, der sich vor ihnen auftat. Schmuckvolle Wände, teure Vasen und Bilder und ein weicher Teppich hatten hier einmal das Bild geprägt. Nun waren die Vasen zerbrochen, der Teppich mit einer Rußschicht überzogen und von einzelnen Brandlöchern durchsetzt. Dubois Zimmer sollte etwa auf Hälfte des Ganges liegen. Sie folgten Finn den Flur entlang. Ein lautes Knacken unter Elijahs Fuß durchzuckte die Stille, woraufhin der gesamte Zug stehen blieb. Er war auf die Scherbe einer Vase getreten, die er in der Dunkelheit nicht gesehen hatte. Er erntete einen bösen Blick von Finn, bevor sich der gesamte Zug langsam wieder in Bewegung setzte und Elijah noch besser darauf achtete, was sich vor seinen Füßen befand.

Sie erreichten das Zimmer 317. Sie formierten sich davor und als alle bereit waren, griff Finn nach dem Türgriff. Langsam drückte er die Klinke nach unten. Die Tür schwang leise auf. Das Zimmer dahinter war leicht vom Mond erhellt. Die Vorhänge waren aus den Fenstern geweht und die Tapete hing in Streifen von den Wänden. Überall lag Papier herum und es roch muffig. Sie betraten das Zimmer. Taschenlampenkegel huschten über ein Bett ohne Bettzeug, einen aufgerissenen Kleiderschrank, in dem noch zwei Jacketts und andere Kleidungsstücke lagen. Ansonsten war der Raum leer.

„Hier!“ rief jemand hinter ihnen. Einer der Soldaten hatte das Bad kontrolliert, stand nun im Eingang und blickte in den trockenen Whirlpool herab. Dort lag zusammengekauert ein älterer Mann. Er hatte graue Haare, die ihm im Gesicht klebten, seine Haut wirkte durchsichtig und seine Augen waren von dunklen Schatten umrandet. In seinen Mundwinkeln trocknete dickflüssiger Speichel. Unter dem Waschbecken lagen einige Schüsseln und Verpackungen von passierten Tomaten und Mayonnaise, wie man sie in größeren Küchen fand. In seiner Hand lag eine helle Flasche. Ein teurer Whisky aus der Bar. Der Mann gab unverständliche Laute von sich, schirmte seine Augen vor dem Licht der Taschenlampen ab. Elijah vermutete, dass der Alkohol nicht die einzige Droge war, die er seinem Körper zugeführt hatte. Entfernt ähnelte der Mann der Beschreibung, die sie von dem Wissenschaftler hatten, auch wenn in seinen Augen kein Zeichen eines wachen Geistes zu finden war. Sein Evakuationscode hatte sich wahrscheinlich gerade halbiert.

Ein Hupen drang durch die zersplitterten Fenster zu ihnen herein, dann noch eines und ein weiteres. Elijah war als Erstes am Fenster, von wo man die gesamte Straße und die dahinterliegende Binnenalster überblicken konnte. Der Wagen stand fast genau unter dem Fenster. Zuerst konnte Elijah nicht erkennen, warum der Fahrer gehupt hatte. Dann sah er es. Eine Meute von Menschen kam von hinten auf den Geländewagen zu. Sie kamen vereinzelt, aber dennoch in einem Mob. Und sie liefen langsam, tasteten sich vor. Es musste sich schnell herumgesprochen

haben, dass das Militär funktionierende Autos besaß und eines davon in der Stadt war. Ihre nächtliche Fahrt durch die Innenstadt Hamburgs war wohl nicht ganz so unbemerkt geblieben, wie sie gehofft hatten. Der Fahrer hupte abermals. Finn war der erste, der sich wieder bewegte. Er gab den Männern ein Zeichen und alle wussten, was sie zu tun hatten. Zwei Männer zogen das Wrack, das einmal der angesehene Wissenschaftler Emilio Dubois gewesen war, aus dem Whirlpool und legten ihn über Bens Schulter, der Finn im Laufschrift aus dem Zimmer folgte. Die ursprüngliche Formation hatten sie aufgegeben. Elijah verließ als Letzter das Zimmer. Ihre Schritte machten einen Höllenlärm, aber darauf achteten sie jetzt nicht mehr. Sie mussten so schnell wie möglich zum Wagen, am besten bevor die anderen ihn erreichten. Keine Frage, was diese Menschen wollten. Trinkwasser, etwas zu essen, Informationen. Aber sie konnten ihnen nichts davon geben.

Finn passierte die Tür zum Treppenhaus, dicht gefolgt von Ben mit Dubois. Gerade als Elijah als letztes durch die Tür hechten wollte, hörte er etwas, was ihn innehalten ließ. Er konnte es nicht genau ausmachen, aber da war etwas gewesen. Dann hörte er es wieder. Ein Weinen, keine zwei Meter von ihm entfernt. Er richtete seine Taschenlampe in die Richtung, aus der das erbärmliche Geräusch gekommen war. Hinter einer Türzarge erkannte er einen kleinen Fuß. Kurz leuchtete er in das Treppenhaus und sah gerade noch den letzten Mann hinter der nächsten Biegung verschwinden. Er hätte weiter laufen müssen,

aber etwas hielt ihn zurück. Etwas, was er in den letzten Tagen immer wieder unterdrückt hatte. Er musste schnell handeln, das war ihm klar. Jetzt oder nie. Er ließ die Tür los, drehte sich um und rannte zu der Zimmertür. Seine Taschenlampe legte er auf den Boden. Im Schein des Lichtes, das von den Wänden zurückgeworfen wurde, erkannte er das Gesicht eines kleinen Jungen. Seine Augen waren verquollen, seine Wangen verkrustet von getrockneten Tränen. Er mochte nicht älter als 5 Jahre sein. Im Arm hielt er einen dreckigen, braunen Stoffhasen.

„Wo sind deine Eltern?“, fragte Elijah und versuchte seine Anspannung zu unterdrücken. Jede Sekunde, die verstrich, konnte ihn in große Schwierigkeiten bringen. Der Junge sagte nichts, guckte ihn nur mit großen Augen an und brach dann plötzlich wieder in Tränen aus. Elijah lief die Zeit davon. Er musste eine Entscheidung treffen.

Elijah flog die Treppen hinunter. Von draußen hörte er gedämpfte Schüsse. Er fühlte, wie sich die kleinen Hände des Jungen in seine Schulter krallten. Der Mann auf dem ersten Treppenabsatz war verschwunden. Er erreichte das Erdgeschoss, ließ die Tür zum Treppenhaus hinter sich, schoss den Gang zum Foyer entlang und konnte schon den Motor des Wagens hören. Wie ein Sprinter durchquerte er das Foyer, sprang über die Reste der Drehtür und blieb abrupt auf der Hälfte der Treppe stehen. Was er sah, ließ ihm den Atem stocken. Der Wagen war umringt von Menschen, einige schlugen mit Äxten und Baseballschlägern auf die Karosserie ein, andere mit ihren

bloßen Händen. Sie schrien und weinten, schlugen sich die Hände blutig, aber bekamen keine Antwort. Neben dem rechten Vorderreifen lagen zwei Körper auf dem Boden. Der eine hielt seine Hände an seinen Bauch, die andere Person bewegte sich nicht mehr. Und dann fuhr der Wagen los. Elijah rief Finns Namen, rief nach Ben, aber seine Worte gingen in dem Geschrei der Meute unter. Eine Frau stand vor dem Wagen, wurde von der Stoßstange umgestoßen und fiel auf den Asphalt. Ein kurzer, gellender Schrei hallte durch die Nacht, gefolgt von einem abscheulichen Knacken, als erst der vordere Reifen der vollbesetzte Wagen über ihr Becken rollte und es in mehrere Stücke zerbrach. Der Wagen lenkte in die rechte Spur. Mit einem weiteren Knacken überrollten die Hinterreifen den unteren Brustkorb. Dann verschwand der Wagen hinter der nächsten Straßenecke.

KAPITEL 18

ELIJAH

Leise sein. Kein Geräusch machen. Nicht atmen. Elijah hielt dem kleinen Jungen eine Hand auf den Mund, während er versuchte, sich noch tiefer unter den Empfangstresen zu drücken. Er hörte die Stimmen vor der Tür. Einige hatten sich in Rage geredet, andere weinten. Nachdem das Auto mit seinen Kameraden weggefahren war, war Elijah nicht viel Zeit geblieben. Hätten die Menschen ihn in seiner Militäruniform gesehen, wäre er garantiert zur nächsten Zielscheibe geworden. Schnell war er wieder in das Gebäude geflüchtet, während die Leute versuchten ihre Verletzten zu behandeln. Nur kurz war noch vereinzeltes Röcheln, Husten und Stöhnen zu hören. Dann wurde es stiller.

Der kleine Junge hatte aufgehört zu weinen. Elijah löste die Hand von seinem Mund und bedeutete ihm mit einem Zeigefinger auf dem Mund, ruhig zu sein. Er schien es sogar zu verstehen, denn er hob seine Hände, hielt sich alle zehn kleinen Fingerchen über den Mund und guckte ihn mit großen, braunen Augen an. Es wäre ein Blick zum dahinschmelzen gewesen, wenn es nicht so traurig wäre. Elijah schloss seine Augen. Er musste überlegen, was er jetzt tun sollte. Das Kind mitzunehmen war eine reflexartige Aktion gewesen. Er hatte nicht nachgedacht und das würde ihn jetzt vielleicht das Leben kosten. Seine

Kameraden würden nicht umkehren. Früher, als noch alles beim Alten gewesen war, hätte man niemanden zurückgelassen. Man wäre immer zurückgekommen. Aber jetzt? Vielleicht hatten sie es noch nicht einmal bemerkt, dass er nicht dabei war. Sein Platz in dem überfüllten Geländewagen war bereits von Dubois übernommen worden. Es hätte gerne gewusst, ob die Ärzte den Wissenschaftler wieder fit bekommen würden. Keine 20 Euro würde er darauf wetten. Der Mann war ein einziger Zellhaufen gewesen, als sie ihn aus der Badewanne gekratzt hatten. Wer wusste, wie lange er schon so dort gelegen hatte.

„Sie sollten uns schützen, uns helfen!“, kam es plötzlich von der Eingangstür. Die Stimme klang tief und kratzig. „Hast du gesehen, was sie alles dabei hatten?“ Eine Frau antwortete: „Mehr als genug“. Sie klang erschöpft und müde. Der Mann hatte noch mehr Energie und begann sich in Rage zu reden, aber die Frau unterbrach ihn: „Hör auf, Tom. Sie sind weg. Du kannst nichts daran ändern“. Sie setzte sich auf die Stufen vor der Drehtür. „Mein Bauch bringt mich um. Ich muss mich hinlegen.“

„Ich glaube wir können erstmal hier bleiben. Ich gucke mal, ob es hier etwas gibt.“ Damit verschwand der Mann in Richtung der Aufzüge. Die Frau stöhnte. Sie war krank. Wahrscheinlich hatte sie in ihrem Durst aus der Alster getrunken. Das Wasser war zwar nicht salzig, aber dafür war es durchsetzt mit Krankheitserregern, Vogelkot und sonstigem Unrat. Das geschwächte Immunsystem der Frau konnte den Keimen kaum etwas entgegensetzen.

„Oh Gott, nein“, flüsterte die Frau und Elijah hörte, wie sie aufstand und sich von ihnen entfernte. In der Ecke hinter den Sofas blieb sie stehen. Er hörte, wie sie den Reißverschluss ihrer Hose öffnete, dann wieder laut stöhnte. Leise tropfte etwas auf den Teppichboden. Der Durchfall rann ihre Beine entlang. Es raubte ihr den letzten Rest ihrer Kraft, nicht umzufallen. Elijah wurde übel. Mit sauberem Trinkwasser, einigen Medikamente und etwas zu essen, könnte man all diesen Menschen helfen. Aber hier und jetzt waren sie auf sich allein gestellt. Selbst das Militär konnte nichts für sie tun. Oder wollte es zumindest nicht.

Was sollte er nur machen? Wie sollte er zurück in die Basis kommen, ohne auf dem Weg dahin drauf zu gehen? Vor allem mit einem Kind. Ob er es wollte oder nicht, der Junge gehörte jetzt zu ihm. Er wich im nicht mehr von der Seite und hielt sich mit einer Hand an seiner Uniform fest, in der anderen hielt er den Hasen. Nachdem sie wieder alleine im Foyer waren und sich die Menschen vor dem Hotel langsam in alle Himmelsrichtungen verstreut hatten, fragte Elijah den Kleinen einige Male, wie sein Name sei. Der Junge sah ihn nur an, sagte aber nichts. Er probierte einige Namen aus. Tom, Ben, Bennet, Finn, Daniel, Moritz. Seinem Kopf wollten keine Namen einfallen. Johannes, Matteo, Mark, Peter, Leo- der Junge lächelte.

„Leo?“, sagte Elijah und musste, angesteckt von dem Grinsen auf dem kleinen Gesicht, selbst lächeln. Das Grinsen wurde noch etwas breiter. Er wusste nicht, was

das Kind in den letzten Wochen durchgemacht hatte. Aber egal was passiert war, ab jetzt würde es dem Kind besser gehen. Das schwor er sich, während die ersten Sonnenstrahlen durch die Fenster des Foyers fielen.

KAPITEL 19

DAVID

Sand in seinem Auge. Wie zum Teufel war Sand in sein Auge gekommen? David wachte aus seinem unruhigen Halbschlaf auf und wischte sich mit dem Handrücken über das linke Auge. Vor Schmerz zuckte er zusammen. Er spürte die Kruste, die seine Wimpern verklebt hatte, wollte die Augen öffnen, aber das linke blieb geschlossen. Vorsichtig zog er seine Augenlider mit den Fingern auseinander. Die trockene Masse bröckelte fiel auf seinen Schlafplatz. Er sah verschwommen, das war aber auch kein Wunder, so kurz nach dem Aufwachen. Neben ihm sah er Sarah langsam aufwachen. Der Innenraum der Hütte war von diffusem, grauem Licht erleuchtet. Wahrscheinlich waren Wolken aufgezogen. David blinzelte und rieb sich den restlichen Schlaf aus den Augen. Sein linkes Auge juckte und es fühlte sich an, als wolle es aus der Augenhöhle herausplatzen. Er robbte langsam zu den Rucksäcken, holte eine Sonnenbrille heraus und steckte den Revolver in den Hosenbund, bevor er aufstand und durch den leeren Türrahmen nach draußen schaute. Es schien früher Nachmittag zu sein, genau konnte David das aber nicht sagen, denn der Himmel war tatsächlich von Wolken verhangen und seine Armbanduhr lag noch zuhause auf seinem Nachttisch. Nur wenig Licht erreichte die Hütte, die fast vollständig von Nadelbäumen umgeben

war. Etwa hundert Meter weiter, lichtete sich der Wald und es gab einen kleinen Wall. Dahinter erstreckte sich eine große Weide, auf der wahrscheinlich einmal Kühe gegrast hatten. Auf dem Wall standen einzelne kleine Bäume, die trotz der Jahreszeit kein einziges Blatt trugen.

David erleichterte sich hinter einem Baum und kehrte zur Hütte zurück, wo Sarah sich bereits daran gemacht hatte, ihre Vorräte auszupacken. Sie saß mit den Beinen noch im Schlafsack und sah verschlafen aus. Das Frühstück bestand aus Wasser, Tintenfisch in Tomatensoße und Oliven. David konnte die Lebensmittel, die er einst über alles geliebt hatte nicht mehr ausstehen, seit sie zum Hauptbestandteil seiner Ernährung geworden waren. Als Sarah in kommen hörte und aufsaß, stieß sie einen kurzen Schrei aus und ließ eine leere Konservendose fallen. „Was ist mit deinem Gesicht?“

Etwas verärgert von ihrer übertriebenen Reaktion, erwiderte er: „Bindehautentzündung, passiert schnell bei mir, weißt du ja“

„Nein, also ja, das auch, aber dein Gesicht“, sagte sie und deutete dabei auf seine linke Gesichtshälfte. David hob seine Hand, berührte seine Wange und zuckte vor Schmerz zusammen. Seine Haut hatte kleine Blasen geschlagen und strahlte rot wie eine Mohnblume. Es wunderte ihn, dass der Sonnenbrand ihnen nicht schon früher aufgefallen war. Aber nach der Flucht über das Feld hatten sie sich kaum angesehen und danach war es dunkel gewesen. Außerdem brauchte die Haut einige Zeit um auf die Strahlen zu reagieren. Sein Magen meldete sich zu

Wort. Obwohl er keinen Appetit hatte, musste er etwas essen, denn sein Hunger fraß ihn langsam von innen heraus auf.

„Wo sollen es jetzt hin gehen?“, fragte David während sie frühstückten. Sie mussten einen Plan haben, wenn sie von hier fort wollten. Ansonsten mussten sie sich eben ein neues leerstehendes Haus zu suchen. Das würde aber nicht ihre Probleme lösen. Er fuhr fort: „Hier können wir nicht ewig bleiben, unsere Vorräte reichen noch ein paar Tage, wenn überhaupt.“

„Wo willst du hin?“, fragte sie, den Blick auf den Teller mit den Oliven gerichtet. „Die Städte sind zu gefährlich und über die Felder zu laufen ist offensichtlich auch keine gute Idee.“ Sie zeigte mit einem freudlosen Lächeln auf sein geschwollenes Auge und den Sonnenbrand. „Wir müssen irgendwo etwas zu essen finden. Und vor allem sauberes Trinkwasser. Erstmal sollte ein fließender Bach reichen, aber irgendwann sollten wir versuchen uns selbst zu versorgen. Wir können ja nicht ewig nur Vorräte aufbrauchen. Dann verhungern wir spätestens, wenn wir alle Konserven der Welt gegessen haben.“

David dachte nach, dann nickte er: „Wenn wir eine Tankstelle mit Shop finden, oder einen Tante Emma Laden, der ein bisschen außerhalb der Städte liegt, vielleicht können wir uns dann da ein sichere Festung aufbauen.“

Sarah musste lachen: „Eine Festung?“

„Ich lasse mir meine Vorräte nicht nochmal von solchen Typen abnehmen. Wir müssen ja keine

Selbstschussanlagen installieren, aber wir müssen das verteidigen, was wir haben. Und zwar mit allen Mitteln. “

Dem hatte Sarah nichts entgegenzusetzen und sie aßen still weiter. Nach einigen Minuten brach Sarah das Schweigen: „Und in welche Richtung sollen wir weiter gehen?“ Sie sah ihn an als fürchtete sie die Antwort.

„Ich würde sagen nach Osten, vielleicht an die Küste und dann von da aus weiter in Richtung Berlin.“

„Zu Jürgen?“

„Ja, zu Opa Jürgen“

Sarahs Blick hatte etwas vielschichtiges, trauriges. „Was glaubst du, was du da findest? Ich meine-“

„Ich weiß es nicht, okay?“ David hatte sie schärfer unterbrochen als es seine Absicht gewesen war. Ruhiger fügte er hinzu: „Ich kann ihn nicht im Stich lassen. Was ist, wenn er noch lebt und auf mich wartet.“

„Vielleicht wurden sie auch evakuiert und wir finden ihn gar nicht“

Mit einem bösen Blick brachte David seine Freundin zum schweigen. Natürlich hatte er sich diese Gedanken auch schon gemacht, aber das hieß noch lange nicht, dass man sie laut aussprechen musste.

„Ich meine ja nur“, fuhr Sarah fort. „Wenn wir vorher ein neues Zuhause finden, oder an der Küste eine Fähre nach Schweden fährt, dann können wir diese Chance nicht einfach so ignorieren“

David kannte diesen Blick, mit dem sie ihn gerade ansah, wie sonst immer wenn sie etwas wollte von dem sie wusste, dass sie es nicht bekommen würde. Und David

wusste auch, dass es dabei nicht nur um ein Haus oder um eine Fähre ging, sondern vielmehr um ihre eigene Familie. Er kannte Sarah inzwischen gut genug um zu wissen, dass seine Freundin eigentlich hoffte, irgendwie nach Amerika fliegen zu können um ihre Familie zu sehen. Oder wenigstens zu hören, ob alle wohlauf waren. Sie machte sich schreckliche Sorgen, auch wenn sie diese nicht zeigte. Schon seit ihrer Studienzeit hatte sie immer ein wenig Heimweh gehabt und es verging kaum ein Wochenende ohne Videokonferenz mit ihrer kleinen Schwester Rachel, meistens in fließendem Englisch, aber manchmal auch auf Deutsch. Rachel war genau wie ihre große Schwester zweisprachig aufgewachsen. Obwohl die beiden kaum ähnliche Interessen hatten, Sarah liebte klassische Musik und Malerei, während Rachel lieber One Direction hörte und Wii spielte, verstanden sie sich wunderbar und Sarah hatte immer ein offenes Ohr für ihre Probleme. Rachel war überaus intelligent für ihr Alter und sollte bald eine Klasse überspringen. Wann immer sich eine Gelegenheit bot, gab Sarah mit ihrer kleinen Schwester an. Es musste ihr das Herz brechen, sie nicht erreichen zu können und nicht zu wissen, wie es ihr ging.

David versuchte einen Kompromiss zu finden: „Wie wäre es, wenn wir erstmal in Richtung Osten losgehen, weg von der Stadt. Auf dem Land muss es ja noch irgendwo Vorräte geben. Und falls sich irgendetwas ergibt, können wir ja immer noch neu überlegen.“ Sarah sagte nichts. Er zählte das als Zustimmung.

Sie aßen auf und beobachteten den Wald. Da es langsam dunkler wurde, entschlossen sie sich noch eine weitere Nacht in der Hütte zu bleiben und breiteten erneut die Schlafsäcke aus. Sie redeten noch lange über belangloses und leerten eine Flasche Wein, während draußen langsam die Nacht hereinbrach. Bald schlief David ein und Sarah merkte, wie sich sein Brustkorb unter ihrem Arm hob und senkte. Nach einer Weile drehte sie sich vorsichtig um, holte Zettel und Stift aus der Tasche und kritzelte im letzten Licht des Tages einen kleinen Absatz auf das weiße Papier.

Zu zweit und doch allein. Zu dritt und doch zu zweit. Ja, ich schaffe es, aber schaffe ich es gut ? Ist es genug? Du brauchst mich mit all meiner Kraft und ich kann dir nur die Hälfte geben. Du kannst nicht alles haben, und das zerreißt mich.

KAPITEL 20

ELIJAH

Als Elijah in dem Hotelzimmer erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel. Er hatte entschieden, dass sie tagsüber laufen würden. Obwohl es viele Gründe dagegen gab, wie zum Beispiel die brennende UV-Strahlung, die einem sofort Brandblasen auf die Haut ätzte, sobald ein Kleidungsstück verrutschte, oder die Tatsache, dass er gut gesehen werden konnte, wollte er nicht mehr nachts wach sein. Sobald die Sonne unterging, waren viel mehr Menschen auf den Straßen. Und solange der Hunger wuchs, würde das so bleiben. Er hatte keine Lust auf die unvermeidlichen Auseinandersetzungen. Zwar besaß er noch zwei volle Magazine für seine Pistole, dennoch war er im gegensatz zu einigen seiner Kollegen nie wirklich scharf darauf gewesen, sie zu benutzen. Außerdem war ihm sein Maschienengewehr, die G36, eh immer zu schwer und klobig vorgekommen. Dass es jetzt mit den anderen Gewehren auf dem Autodach in Richtung Eckernförde fuhr, beunruhigte ihn nur wenig. Dank der deutschen Waffengesetze hatte er schon mit seiner Handfeuerwaffe einen enormen Vorteil gegenüber der Normalbevölkerung. Er wollte sich gar nicht ausmalen, was zurzeit in den USA los sein musste.

Leo schlief immer noch. Er hatte beschlossen ihn so zu nennen, bis er ihm seinen richtigen Namen verriet. Falls er

das jemals tat. Der Junge hatte im Schlaf einige Male gezuckt, hatte sich herum gewälzt, war dabei aber nicht aufgewacht. Jetzt lag er friedlich da. Man konnte seine Rippen sehen, wie sie sich unter dem dünnen T-Shirt hoben und senkten. Langsam stand Elijah auf, wankte zum Fenster. Er hatte ein Zimmer in dem obersten Stockwerk gewählt. Hier waren noch einige Fenster intakt. Nachdem im ersten Zimmer eine Tote auf dem Boden gelegen hatte, im Zweiten alles voller Scherben gewesen war und im Dritten ein Geruch herrschte, dem keine Beschreibung gerecht wurde, hatte er dieses Zimmer gefunden. Die Tür war verschlossen gewesen und selbst einige kräftige Tritte hatte das Schloss nicht aus dem Rahmen splintern lassen. Erst eine gezielte Kugel aus seiner Dienstwaffe öffnete ihnen die Tür. Alle drei Fenster waren intakt und das Bett sah aus, als ob es frisch bezogen worden wäre. In der Minibar war sogar einige kleine Flaschen gewesen. Den Alkohol rührte Elijah nicht mehr an, aber das Wasser und den Saft teilte er sich mit Leo. Dann sperrte er die Sonne hinter schweren, bodenlangen Vorhängen aus und legte sich ins Bett. Er konnte sich nicht erinnern, etwas geträumt zu haben. Aber das war ihm auch früher nie wirklich gut gelungen.

Ohne Leo zu wecken verließ er das Hotelzimmer. Es überraschte ihn, wie wenig Menschen er in dem Gebäude traf, während er nach Kleidung und Vorräten suchte. Die Deutschen begingen anscheinend trotz des Weltuntergangs nur sehr ungern Hausfriedensbruch. Nur einzelne Menschen traf er auf den Fluren. Sie mieden Blickkontakt,

betrachteten nur einen kurzen Moment seine Uniform und verschwanden schnell hinter der nächsten Ecke. In dem ersten Zimmer, das er betrat, tauschte er seine Dienstkleidung gegen schwarze Jeans, ein graues, etwas zu kleines T-Shirt und eine dunkelgrüne Regenjacke aus einem Koffer. Es sah so aus, als hätte der Mann, der hier übernachtet hatte, fluchtartig das Zimmer verlassen. Überall lagen Klamotten und irgendwelche Akten herum. In der Kulturtasche im Bad fand er eine Tube Sonnencreme, die er sich in die Tasche steckte. Die Minibar war bereits leergeräumt. Ein Laptop und ein prall gefülltes Portemonnaie lagen auf dem Fußboden des Badezimmers. Aus einem Impuls heraus versuchte er den PC zu starten, jedoch blieb der Bildschirm schwarz. Wie erwartet. Somit war er genauso wertlos wie die 200 Dollar Bargeld in dem schwarzen Portmonnaie daneben.

Einige Zimmer weiter fand er einen großen Rucksack und Kinderkleidung. Er brachte seine Fundstücke zurück in das Zimmer, in dem Leo noch immer tief und fest schlief. Sanft fasste er ihn an der Schulter. Wenn sie heute noch ein Stück aus der Stadt heraus wollten, mussten sie bald aufbrechen. Mit einem Zucken wachte er auf. Seine müden Augen öffneten sich langsam, er streckte sich und wischte sich den Schlaf aus den Augen.

„Guten Morgen, Kumpel“ Der Junge drehte sich von ihm weg. Das könnte ich sein, dachte Elijah sich und musste schmunzeln. Dann rüttelte er noch einmal sachte an seiner Schulter. Der Junge drehte sich wieder und

guckte ihn nun, noch immer mit kleinen Augen, aber dennoch erwartungsvoll an.

„Wir müssen aus der Stadt raus, hier ist es zu gefährlich“, versuchte er dem Jungen zu erklären. „Ich habe dir etwas mitgebracht“. Er zeigte auf die Klamotten die er ans Fußende des Bettes gelegt hatte. Dann reichte er ihm den Rest des Apfelsaftes, den sie gestern gefunden hatten.

„Hör zu, zieh dir die Sachen an und dann wartest du auf mich. Ich muss noch ein bisschen was erledigen. Falls jemand kommt, versteckst du dich unter dem Bett. Alles klar?“ Leo nickte und zog sich die Decke bis zum Kinn nach oben. Alles klar. Elijah schulterte den Rucksack und ging auf den Flur hinaus. Behutsam schloss er die Tür hinter sich. Er hatte vorhin gesehen, dass es im hinteren Teil des Hotels noch einige verschlossene Zimmer gab. Bevor sie sich auf den Weg machten, sollten sie ein paar Vorräte beisammen haben.

Elijah schlich die Treppe nach oben. Ihm war dieser ganze Gebäudekomplex suspekt. Er hörte, dass hier einige Menschen wohnten, doch sobald er welchen begegnete, verschwanden sie wie die Ratten wieder in ihren Verstecken. Das vierte Stockwerk war längst nicht so kaputt und dreckig, wie die anderen darunter. Fast als ob die Banden nur das erste und zweite Stockwerk durchsucht und verwüstet hatten, einige noch ins dritte und kaum jemand ins vierte Stockwerk vorgedrungen war. Der rote Teppich hatte nur einige Löcher und es gab sogar noch eine Vase, die erhaben auf einem Sockel stand. Elijah ging systematisch die Zimmer durch. Einige Türen standen

offen, dort machte er sich gar nicht erst die Mühe. Andere waren nicht verschlossen und ließen sich einfach öffnen. Diesen Zimmern schenkte er auch keine Aufmerksamkeit. Jeder hätte dort schon durchgehen und alle nützlichen Sachen mitgehen lassen können. Er interessierte sich für die unversehrten Türen, die sich nicht öffnen ließen, egal wie fest man sich gegen sie warf. Meistens genügte ein Schuss aus seiner Pistole, um das Schloss zu zertrümmern und die Tür aufspringen zu lassen. Bei zwei Türen brauchte er eine weitere Kugel, bevor er sich Zutritt verschaffen konnte. Nach einer halben Stunde hatte er alle Schlösser geknackt und alle Zimmer durchsucht. Er machte sich keine Sorgen, dass man ihn hören würde. Jeder der ihn hörte, wusste, dass der bewaffnet war. Und obwohl die Lage für die meisten Menschen aussichtslos war, wollte niemand durch eine Schussverletzung sein jähes Ende finden. Der Ertrag war beachtlich. Neben ein paar nützlichen Dingen, wie einem Taschenmesser und zwei Sonnenbrillen, fand er einigen Flaschen Wasser, mehreren Flaschen Fruchtsaft und einen Flachmann, dessen Inhalt wahrscheinlich Cognac war. Außerdem befanden sich nun mehrere Tüten Erdnüsse, Chips und Gummibärchen in seinem Rucksack. Es war nicht die gesündeste Ernährung, aber Leo würde sich freuen. Und es war besser als nicht.

Als er zu ihrem Zimmer zurückkehrte, saß Leo auf der Bettkante und guckte seine baumelnden Füße an. Ihm waren die Sachen ein bisschen zu groß, aber es würde reichen um ihn vor der Sonne zu schützen. Elijah kramte

in seinem Rucksack, holte eine Packung Erdnüsse heraus und reichte sie dem Jungen. Ohne zu zögern, nahm er eine handvoll und steckte sie sich in den Mund. Es schien ihm zu schmecken. Elijah ließ ihn die letzten Krümel mit einem Schluck Wasser herunterschlucken, bevor er sich für den Aufbruch bereit machte.

Die Sonne blendete die beiden, als sie aus dem Haupteingang des Hotels traten. Das Wasser glitzerte und würde die ganze Stadt nicht nach einer Müllhalde aussehen und riechen, wäre es sicherlich ein wunderschöner Tag gewesen. Elijah versuchte sich zu orientieren. Am Besten liefen sie einfach in die Richtung, aus der er gekommen war. Sie mussten nach Nordwesten, so gut konnte er sich noch orientieren. Aber wie weit es bis zum Stützpunkt war, wusste er nicht. Er konnte nicht einmal mit absoluter Sicherheit sagen, dass sie überhaupt dort ankommen würden. Sie hatten mehrere Tage mit dem Auto gebraucht, wie lange würden sie zu Fuß unterwegs sein?

Der Junge hielt gut Schritt. Er schien einigermaßen erholt zu sein. Sie liefen unauffällig durch die Straßen, hielten sich im Schatten der Häuser und verwelkten Bäume. Elijah war schon ein paar Mal in Hamburg gewesen. Die Stadt selbst hatte er nie lieben gelernt, ganz im Gegensatz zu den Menschen, die er hier kannte. Für einen kurzen Moment dachte er darüber nach, jemanden zu suchen, den er kannte, verwarf die Idee dann aber wieder. Selbst wenn er die Häuser und Wohnungen finden würde, wären es einige Kilometer Umweg. Außerdem

wusste er nicht, ob er es verkraften würde, wenn er erfuhr, dass seine Freunde und Bekannte tot waren.

Fünfmal mussten sie anhalten, um etwas zu trinken, zu essen oder zu pinkeln. Dann legte sich langsam die Dämmerung über die Stadt. Alle Menschen, die sie auf ihrem Weg gesehen hatten, waren ihm aus dem Weg gegangen. Sie wollten keinen Ärger. Wer jetzt immer noch lebte, würde es auch noch eine Weile tun. Sie hatten verstanden wie man überlebt. Zumindest kurzfristig.

Elijah legte eine Decke auf die Stufen zum Nebeneingang einer kleineren Kirche. Er hätte gerne drinnen übernachtet, aber alle Türen waren verschlossen. Welch Ironie. In einem Sack hinter dem Gärtnerhaus des Friedhofs fand er noch einen kleinen Rest Vogelfutter. Es bestand eigentlich nur aus irgendwelchen Körnern und Samen, weshalb Elijah es einpackte. Nur für alle Fälle. Dann legte er sich zu dem Jungen, der bereits die Augen geschlossen hatte. Erst jetzt merkte er, wie müde er eigentlich war. Er wollte sich noch vornehmen, die Umgebung im Auge zu behalten, bis es ganz dunkel war, als seine Lider immer schwerer wurden und er schließlich in einen unruhigen, aber nötigen Schlaf fiel.

KAPITEL 21

DAVID

Mitten in der Nacht wachte David auf. Es war dunkel um ihn herum. Zunächst wusste er nicht, was ihn geweckt hatte, dann hörte er es wieder. Der Schrei einer Frau. Weit weg und dennoch spürte er den den Klang in jeder Faser seines Körpers. Dann ein Schuss. Dann Stille. Er tastete nach Sarah und spürte wie sich ihr Oberkörper langsam und gleichmäßig bewegte. Normalerweise hatte sie immer einen leichteren Schlaf gehabt als er. Jedes Mal, wenn früher in ihrer Nachbarschaft ein Hund... Noch ein Schuss hallte durch die Nacht. Er klang anders als der Erste. Vorsichtig legte David seinen Schal über Sarahs Kopf, als der dritte Schuss fiel und irgendwelche Männerstimmen anfangen, etwas durch die Nacht zu brüllen. Es waren keine Worte zu verstehen, dafür war der Lärm einfach zu weit entfernt. David konnte und wollte sich nicht ausmalen, welche menschlichen Abgründe sich dort auftaten, dachte aber an die Soldaten, die sein Haus in Besitz genommen hatten. Und die Bande, sie seinen Wagen gestohlen hatte. Das waren wohl nicht die einzigen schlechten Menschen gewesen, die zurzeit das Land regieren. Dass die Soldaten durchweg böse und unmenschlich waren, stand für ihn fest. Aber die Menschen, die sein Auto hatten? Sie sahen eigentlich aus wie normale Leute. Vielleicht waren sie einfach nur

verzweifelt gewesen? In diesen Zeiten konnte man nicht mehr genau unterscheiden. Wer stand wirklich am Abgrund, wer nutzte nur die Anarchie zu seinem Vorteil? Und wozu war jemand in der Lage, der am Abgrund stand und im Begriff war, zu fallen?

Mehrere Minuten und einige Schüsse später kehrte wieder Ruhe ein und David versuchte einzuschlafen. Sarah hatte von alledem nichts mitbekommen und das sollte auch so bleiben. Er wollte sie nicht noch mehr belasten als er es sowieso schon tat.

Auch am nächsten Morgen, als David im Halbdunkel der Hütte aufwachte, war sein linkes Auge wieder verklebt und verkrustet. Doch als er sein Auge vom Schlaf befreit hatte, blieb die Unschärfe seiner Umgebung länger als am Vortag. Er testete seine Sicht indem er zuerst das linke und dann das rechte Auge verschlossen hielt und seine Umgebung betrachtete. Es war ein deutlicher Unterschied zu erkennen. Während er mit dem rechten, gesunden Auge noch die Überschriften von den Infotafeln lesen konnte, waren die moosbewachsenen Tafeln mit seinem linken Auge nur ein großer, hellerer Fleck. Die Schmerzen an seiner Bindehaut waren auch stärker geworden und das Reiben verschlimmerte sie nur noch mehr. Leise, um Sarah nicht zu stören, richtete er sich auf und verließ die Hütte. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber die ersten Anzeichen des Morgenrots erhellten schon einen Teil des östlichen Horizontes, den David durch die Bäume sehen konnte. Dort, weit im Osten war die Ostsee mit ihren

Fähren nach Skandinavien. Hoffentlich. David wollte es sich nicht eingestehen, aber tief in seinem Inneren wusste er, dass er nach Skandinavien übersetzen würde, wenn sich die Möglichkeit ergab. Dass er seinen Opa dabei im Stich lassen würde war ihm schmerzlich bewusst, aber eigentlich wusste er auch, dass er wahrscheinlich eh nichts mehr für ihn tun konnte. Die Alten und Kranken überlebten nicht lange, wenn niemand mehr kam, um sich um sie zu kümmern. Alle Elektronik war zerstört, die Menschheit war wieder ins Mittelalter versetzt worden. Gekühlte Medikamente waren inzwischen warm geworden, Notstromaggregate dürften schon längst keinen Diesel mehr haben. Wie konnte er überhaupt glauben, es würde jemals wieder Normalität einkehren? Selbst wenn ihre Flucht nach Norwegen gelang, wie würde es dort weitergehen? Ein Leben im Wald? Oder war die Regierung in anderen Ländern noch intakt? Fakt war, dass sie etwas unternehmen mussten.

Er kehrte in die Hütte zurück und weckte Sarah sanft auf. Sie mussten los, bevor die Sonne zu viel Kraft hatte. Nach einem kurzen Frühstück zogen sie sich neue Kleidung an, umwickelten ihre Köpfe mit Tüchern, cremten die verbleibenden freiliegenden Hautstellen großzügig mit Sonnencreme ein und setzten ihre Sonnenbrillen auf. Dann packten sie ihre Sachen zusammen und machen sich auf den Weg, der Sonne entgegen.

Der Geruch erreichte sie noch lange bevor sie sahen, wovon er ausging. Vor etwa drei Stunden hatten sie die Hütte verlassen und waren aus dem Wald hinaus, über ein Feld, an einer Wohnsiedlung vorbei gelaufen und durchquerten nun einen weiteren kahlen Laubwald. Zuerst hatte David nichts gesagt als er den Geruch wahrnahm, denn er hatte sofort gewusst worum es sich handelte. Diesen süßlichen, beißenden Geruch, den er erst ein einziges Mal in seinem Leben gerochen hatte, würde er nie wieder vergessen. Damals war er mit Opa Jürgen im Wald spazieren gegangen. Obwohl er den Geruch nicht gekannt hatte, waren sofort alle seine Alarmglocken angesprungen. Trotzdem hatte Jürgen ihn mitgenommen, um ihm zu zeigen, woher der Geruch kam. Ein Hase war etwa 40 Meter abseits des Weges unglücklich mit einer Pfote in einem Wildzaun hängen geblieben. Das arme Tier hatte wahrscheinlich mehrere Tage mit dem Tod gerungen. Letztlich gewann der Tod die Oberhand. Die Natur holte sich ihren Besitz zurück.

Und nun, etwa 18 Jahre später, näherte sich David zum zweiten Mal in seinem Leben einem Geschöpf, das den Kampf gegen die Natur verloren hatte. Nur lag dort im Schatten eines ausgetrockneten Grabens kein kleiner Hase sondern ein Mensch. Ob Mann oder Frau konnte man nicht genau sagen, denn die Person lag auf dem Bauch, das Gesicht von David abgewandt. Aber selbst wenn David das Gesicht hätte sehen können, wäre es schwierig geworden einen Rückschluss auf das Alter oder das Geschlecht zu ziehen, da die Haut der Person sich schon

dunkel verfärbt hatte und an einigen Stellen dunkle Löcher hatte in denen kleine weiße Maden geschäftig hin und her wuselten. Die Klamotten der Person hatten eine dunkle Farbe angenommen und sahen feucht aus. So, als würden sie an den Rändern mit der Haut verschmelzen. Es bestand kaum Ähnlichkeit mit den Bildern der frischen Unfallopfer, die er hin und wieder im Internet gesehen hatte, ohne danach gesucht zu haben.

Sarah hatte nur einen kurzen Blick auf die Leiche geworfen und war dann davon gestürmt, wahrscheinlich um sich zu übergeben. Obwohl David der Anblick des Körpers zutiefst anwiderte, blieb er noch eine Weile am Rand des Grabens stehen und fragte sich, wie es dazu gekommen war, dass dieses Geschöpf nun tot im Graben lag. Vielleicht war die Person wie sie auf der Flucht gewesen und war an einem Hitzschlag gestorben. Vielleicht hatte sie hier im Graben nach Wasser gesucht und hatte es einfach nicht wieder heraus geschafft. Niemand würde es jemals erfahren. Und wahrscheinlich würde niemand diese Person vermissen. David merkte, wie er mit seinen Gedanken immer weiter in die dunklen Gebiete seines Verstandes abdriftete und riss sich von dem Anblick los. Eine Sinnkrise würde ihnen jetzt auch nicht helfen.

Etwa 30 Meter von der Stelle entfernt, an dem die Maden ihr Festessen veranstalteten, fand er Sarah hinter einem Baum. Sie kauerte auf dem Boden, hatte die Arme um die angewinkelten Beine geschlungen und wimmerte in ihre Knie hinein. Sarah hatte noch nie einen toten Menschen

gesehen. Auch die Beerdigung ihrer Großmutter vor einigen Jahren hatte mit einem geschlossenen Sarg stattgefunden. David kniete sich neben sie und nahm sie wortlos in den Arm. Sie drückte sich an seine Brust und begann zu weinen.

Die Mittagspause verbrachten sie in einem leeren Unterstand, der wohl mal für Kühe gedacht gewesen war. In der Ecke der Weide sahen sie einige der Tiere tot im verwelkten Gras liegen. Die Sonne hatte ihre Körper völlig ausgetrocknet, weshalb sie im Gegensatz zu der Person im Graben auch kaum Geruch abgaben. Tiere schienen die Angewohnheit zu haben, sich zum Sterben zurückzuziehen. So gut es halt ging in einem eingezäunten Bereich.

Die Sonne brannte von oben auf das Wellblechdach. Sie nutzten die Pause um sich einen Überblick über ihre Vorräte zu machen. Sie leerten ihre Rucksäcke vollständig aus und erschraken, wie wenig sie noch hatten. David hatte gedacht, sie hätten höchstens die Hälfte ihrer Nahrung aufgebraucht. In der Realität hatten sie nur noch eine Dose Fisch, eine Dose Tomaten und zwei Gläser Oliven. Ebenso dürftig war ihr Wasservorrat. Eine volle und zwei halb leere Wasserflaschen. Das alles würde wahrscheinlich nur noch bis zum nächsten Morgen reichen, bis dahin mussten sie neue Nahrung finden.

David machte ein kleines Feuer und erhitzte ein wenig Wasser aus der Tränke, nachdem er es mit einer sauberen Socke notdürftig gefiltert hatte. Es schmeckte brackig, aber

so konnten sie den Zeitpunkt, an dem sie ohne Wasser waren noch etwas hinauszögern. Keiner der beiden traute sich, wirklich etwas zu trinken oder zu essen und bot dem jeweils anderen immer wieder seine eigene Portion an.

Am frühen Nachmittag machten sie sich wieder auf den Weg. Sie durchqueren eine kleine Ortschaft und David hätte schwören können, dass er immer wieder Gesichter hinter den vernagelten Fenstern hervorgucken sah. Sobald er aber versuchte, wirklich etwas zu erkennen waren sie wieder verschwunden. Hinter seiner Sonnenbrille juckte sein linkes Auge, als hätten tausende Mücken in seinen Augapfel gestochen. Seine Sicht wurde immer schlechter und auch Sarah hatte nichts dagegen unternehmen können. In den wenigen Pausen, die sie machten, kühlte er es mit der halb leeren Wasserflasche und hoffte auf Besserung. Umso dankbarer war er um sein funktionierendes Auge, denn blind würde er auch mit Sarahs Hilfe nicht lange überleben.

„David?“ Sarah durchbrach die Stille in der sie schon seit einer ganzen Weile nebeneinander her liefen. David riss sich aus seinen Gedanken.

„Hm?“

„Warum treffen wir keine anderen Menschen?“

Es folgte eine längere Pause in der David überlegte. Die Frage hatte er sich noch nicht gestellt. „Wahrscheinlich halten sie sich versteckt. Wie wir, bevor wir los sind.“

„Aber wir hatten eine Menge Vorräte. Was ist mit denen, die nicht so viel hatten?“

„Du hast sie doch gehört. Nachts auf der Straße“

„Ja natürlich. Aber es müssen so viel mehr gewesen sein.“

„Es waren doch viele. Weißt du nicht mehr? Die ersten Wochen? Ich glaube die meisten sind krank geworden, als sie nichts mehr zu trinken hatten. Trink mal Wasser aus einem pisswarmen See. Da bist du froh wenn du nur Durchfall bekommst“

„Und jetzt? Wo sind sie jetzt?“

„Sie sind tot“ David blieb stehen und sah seine Freundin eindringlich an. Er rang mit den Worten „Ich bin mir sicher, dass die meisten das nicht überleben konnten.“

Die Dämmerung setzte ein und sie erreichten eine freistehende Doppelgarage direkt neben dem Weg am Rande eines kleinen Waldes. Die eine Hälfte war komplett eingestürzt. Grüne Farbe blätterte langsam von dem Metall der Tore. Auf dem Dach wuchsen Gräser und Farne, Efeu bedeckte die Wände.

Das Doppeltor der intakten Garage ließ sich zunächst schwer bewegen, aber als es erst einmal leicht geöffnet war, schwang es ohne Probleme auf. Das Innere war fast leer und roch nach Gummi, Dreck und Waldboden. Nur in der hintersten Ecke lagen viele Gegenstände verstreut. Einige Werkzeuge, dreckige, ölverschmierte Lappen, Handschuhe. Der Betonboden war einigermaßen sauber, wenn man von einigen Moospflanzen und Pilzkulturen

absah. Licht fiel nur durch die geöffnete Tür und durch ein kleines Loch im Dach, ansonsten war der Raum fensterlos.

„Für die Nacht sollte es reichen“, sagte Sarah und stellte mit einem Stöhnen ihren Rucksack auf den Boden. David tat es ihr gleich. Auch sein Rücken schmerzte und an den Stellen, wo die Trageriemen auf den Schultern auflagen, war seine Haut schmerzhaft aufgescheuert. Sie setzten sich auf den kalten Boden und untersuchten ihre Wunden. Sarah hatte sich am Nachmittag eine Blase gelaufen. Sie zog ihren Fuß aus der verschwitzten Socke und besah sie sich im Schein ihrer Taschenlampe. Ohne groß zu Zögern nahm sie sich ihr Taschenmesser und hielt die Spitze der Klinge für einige Sekunden über die Flamme eines Feuerzeugs, um die Keime darauf abzutöten. Dann stach sie vorsichtig in die Seite der Blase. Klare Flüssigkeit lief über die Klinge und über ihren Fuß. Mit dem desinfizierten Teil der Klinge drückte sie noch einmal von oben auf die Blase und stellte mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck fest, dass nun keine Flüssigkeit mehr herausgequollen kam. Abschließend klebte Sie ein Pflaster über die Stelle und zog eine frische Socke darüber. Während seine Freundin den Müll in die Ecke warf und das Messer abputzte, goss David ein wenig Branntwein über die aufgescheuerte Haut an seinen Schultern. Der Schmerz war wie immer um einiges schlimmer, als er es sich vorher gedacht hatte. Trotzdem nahm er lieber diesen in Kauf, als eine Entzündung. Anschließend nahm er den Verband von der Schnittwunde auf seinem Arm und stellte mit Freude fest, dass der Heilungsprozess schon ziemlich

gut begonnen hatte. Zur Sicherheit nahm er noch einmal den Obstbrand zur Hand und schüttete eine gute Menge über die Verletzung. Diesmal hielt sich der Schmerz in Grenzen. Zum Schluss befühlte er sein linkes Auge. Es war angeschwollen. Eiter verklebte seine Finger und seine Lider. Den Gedanken, diese Infektion mit Branntwein zu behandeln, schlug er sich schnell wieder aus dem Kopf. Trotzdem konnte er kaum noch etwas sehen, wenn er das rechte Auge verschlossen hielt. Langsam wurde David klar, dass diese Bindehautentzündung nicht ohne weiteres wieder abklingen würde. Wahrscheinlich würde er sein Auge verlieren, würde nie wieder ein scharfes Bild dadurch sehen können. Aus irgendeinem Grund musste er daran denke, dass er nie wieder 3D Filme sehen können würde und musste über die Absurdität dieses Gedanken lachen, was ihm einen fragenden Blick von Sarah einbrachte. Aber David winkte ab, er hatte keine Lust es ihr zu erklären, wollte nicht, dass sie sich Sorgen machte.

Sie machten ein Feuer im vorderen Teil der Garage und schlugen direkt darüber mit einem Ast ein weiteres Loch in das Dach, sodass der Rauch abziehen konnte. An ein offenes Feuer im Eingang war nicht zu denken, da die Tore sich zu einem Feld hin öffneten, wo man das Feuer kilometerweit hätte sehen können. Außerdem konnten sie so die Tore schließen, was den Raum gegen das Auskühlen schützte.

Sie öffneten ihre letzten Dosen und wärmten sie über dem Feuer auf. Der Fisch in Tomatensoße hätte besser

nicht schmecken können und für einige Momente vergaßen sie ihre aussichtslose Situation und erzählten sich Geschichten, die sie schon längst voneinander kannten. Sie tranken Wein, aßen Oliven und lachten. Das erste Mal seit langem fühlten sie sich wieder wie Teenager in einem Zeltlager. Von der Überraschung, die der Morgen für sie bereithielt, ahnten sie noch nichts.

KAPITEL 22

DAVID

David erwachte wie immer als Erster. Er wusste nicht, wie spät es war. Das Feuer war vollständig heruntergebrannt und es waren nur noch einige schwarze Stücke Kohle übrig, umgeben von weißer Asche. Eigentlich hatte er das Feuer am Abend noch löschen wollen, doch er musste vorher eingeschlafen sein. Unwillkürlich versuchte er sich den Schlaf aus den Augen zu reiben, als ihn der plötzliche Schmerz im linken Auge wieder an die Geschehnisse der letzten Tage erinnerte.

Durch das Loch im Dach fiel ein wenig Licht. David schätzte, dass es früher Morgen war und eine Wolkendecke schützend über ihnen schwebte. Ein guter Tag um voranzukommen, dachte David und wollte gerade Sarah wecken, als ihn ein Geräusch innehalten ließ. Es kam von draußen. David hielt den Atem an um besser Hören zu können, als Sarah sich plötzlich regte, sich auf den Rücken drehte und den Mund öffnete, bereit für das morgendliche Strecken und Gähnen. David schnellte vor und legte ihr seine Hand auf ihren geöffneten Mund. Sarah riss panisch die Augen auf und war schon kurz davor, loszuschreien und den Angreifer zu attackieren, als sie David erkannte, der ihr stumm, aber nachdrücklich bedeutete, still zu sein und zu lauschen.

Erst war es ein Rascheln im Laub, dann ein knackender Ast. Direkt auf der anderen Seite der Garagenwand bewegte sich etwas über den Waldboden. Kurz war es still, dann gab es wieder ein Rascheln. Plötzlich bewegte sich das Geräusch schnell auf die Garage zu und mit einem schweren, dumpfen Schlag prallte etwas von außen gegen die Wand. David und Sarah sahen sich mit weit aufgerissenen Augen an und wagten es nicht, zu atmen. Von draußen war nur noch ein Schnauben zu hören, aber keine Bewegungen mehr. Sie warteten mehrere Minuten, bis David es nicht mehr aushielt und leise aufstand, den Revolver im Anschlag, bereit abzudrücken. Leise und vorsichtig schob er das Tor einen Spalt weit auf. Nur so viel, dass er sich nach draußen schieben konnte. Es war noch früher Morgen, aber dennoch war es schon hell genug, dass David seine Umgebung wahrnehmen konnte. Der Morgennebel benetzte kühl sein Gesicht.

Mit dem Rücken an der Wand schob er sich vorwärts zu der Ecke, hinter der er nun wieder ein leises Rascheln hörte. Dann, ohne es sich ein zweites Mal zu überlegen, machte er einen großen Schritt vorwärts, drehte sich in Richtung des Geräusches, richtete in einer Bewegung die Waffe auf das noch verschwommene Ziel und kniff seine Augen zusammen, um wieder etwas erkennen zu können. Was er sah, raubte ihm den Atem. Vor ihm stand ein ausgewachsenes Pferd. Es hatte ihm sein Hinterteil zugedreht und schien ihn nicht zu hören, denn es stand still da und scharrte nur ein wenig mit dem Huf im Dreck. Dass es dem Tier nicht gut ging, konnte sogar David

erkennen, auch wenn sich seine Erfahrungen mit Pferden auf Schulausflüge zum Bauernhof und Ponyreiten begrenzten. Unter dem schwarzen Fell zeichneten sich deutlich die Rippen und einzelne Muskelstränge ab. An einigen Stellen war das Fell lichter und schien auszufallen, während an anderen Stellen Blutkrusten von vergangenen Verletzungen zeugten. Die Fesseln waren zerschunden, als wäre das Pferd durch Stacheldraht gerannt. David musste unwillkürlich an die Thestrale aus Harry Potter denken, jene mageren, beflügelten Pferde, die vor die Kutschen der Schulkinder gespannt wurden. Er schob den Gedanken beiseite. Irgendetwas an dem Pferd kam ihm merkwürdig vor. Es stand die ganze Zeit auf der Stelle, wirkte aber dennoch unruhig. Außerdem wirkte es, als ob es jeden Moment tot zusammenbrechen würde. Erst als David einen Schritt zurückging, dabei auf einen Ast trat und das Tier daraufhin den Kopf hektisch in seine Richtung drehte, fiel das letzte Puzzleteil an seinen Platz. Auch das Gesicht des Pferdes war übersät mit kleinen Verletzungen, die Haut um die Nüstern herum war aufgequollen, rot und trocken. Glasig zuckten die Augen umher, unfähig, durch die milchig gewordene Hornhaut ein klares Bild zu erfassen. Die Sonne hatte es blind gemacht. David dachte an sein eigenes Auge und stellte sich vor, wie es sein musste, beide Augen zu verlieren. Getrieben von Instinkten, nur von Geräuschen geleitet war das Pferd sicherlich mehrere Tage durch den Wald geirrt, hatte sich im Stacheldraht verfangen, war gegen Bäume gelaufen und

hatte nichts zu Essen oder zu trinken gefunden. Ein bedauernswertes Geschöpf.

Das Tier war nun völlig unruhig geworden, es warf den Kopf hin und her und scharrte mit den Hufen. Inzwischen war Sarah hinter ihn getreten und sah an ihm vorbei auf das Pferd. Sie war früher häufiger geritten und hatte auf einer Ranche ausgeholfen. David sah sie fragend an, da er nicht mehr weiter wusste, aber Sarah war schon auf dem Weg an ihm vorbei und redete beruhigend auf das Tier ein: „Schhh, mein Großer. Na, was machst du denn hier?“

Auch wenn David es sich nicht erklären konnte, das Pferd wurde ruhiger und tippelte nur noch langsam auf der Stelle. Als sie die Hand nach dessen Flanke ausstreckte und leicht eine Stelle zwischen den Wunden berührte, zuckte das Pferd kurz zusammen, entspannte sich dann aber wieder, sodass Sarah nun ihre ganze Hand auf die unverletzte Stelle legen konnte. David beobachtete gespannt, wie Sarah langsam über die Seite streichelte und sich so zum Kopf des Tieres vorarbeitete. Nur noch die sich blähenden Nüstern verrieten etwas von dessen innerer Unruhe.

„Es ist ein Mädchen“, sagte Sarah mit einem Augenzwinkern. Die Stute drehte den Kopf zu Sarah, die ihre Hand sacht auf die Stirn des Tieres legte. „Ich nenne sie Magda“

Sie packten ihre Sachen und berieten, was nun zu tun sei. Das Pferd hatten sie locker mit einem Strick an einen Baum gebunden. Zunächst mussten sie ihre Vorräte

auffüllen, sowohl für sich selbst als auch für Magda. Der Gedanke in seinem Hinterkopf, das Pferd zu essen, war spätestens bei Sarahs Namensvergabe gestrichen worden. Aber das Tier hatte natürlich auch Vorteile. Zum Beispiel würde es ihre Rucksäcke tragen können. Später, wenn sie es gesund gepflegt hatten, konnten sie vielleicht sogar darauf reiten. Aber es taten sich auch einige neue Probleme auf. Er traute Sarah zu, dass sie das Wohl des Pferdes über ihr eigenes stellen und wichtige Nahrungsmittel mit dem Tier teilen würde. Außerdem konnte man sich nicht so gut verstecken und wurde auf freien Flächen schnell zur Zielscheibe. Natürlich sprach er seine Bedenken nicht aus, da er wusste, dass Sarah darauf nicht besonders reflektiert darauf reagieren würde.

Die Rucksäcke banden sie an den Schulterriemen zusammen, sodass eine Art Sattel entstand, den sie dem Pferd auf den Rücken legten. Wegen der Wolkendecke zogen sie sich nicht ganz so dick an wie am Vortag, dennoch konnte man nicht vorsichtig genug sein. Sie tranken die letzten Schlucke aus ihren Wasserflaschen, legten dem Pferd eine Schlinge um den Hals und führten es langsam auf den Feldweg, dem sie in Richtung Osten folgten. David hielt die gesamte Zeit Ausschau nach anderen Menschen, Wasserläufen oder Seen. Da sein linkes Auge zu nichts mehr zu gebrauchen war, hatte er es mit einer Kompresse und etwas Klebeband abgedeckt. Die Schwellung und der Schmerz gingen langsam zurück, aber die Sehschwäche blieb. Zwischendurch hielten sie an und

Sarah gab Magda einen Büschel vertrocknetes Gras zu essen.

David fühlte den Druck des Revolvers beim Gehen. Das kalte Metall in seinem Hosenbund gab ihm ein Gefühl von Sicherheit. Obwohl er die Amerikaner immer für ihre Waffengesetze kritisiert hatte, konnte er nun langsam das Bedürfnis nachvollziehen, eine Waffe zu besitzen. Außerdem gab es ihm das Gefühl, über sein eigenes Schicksal entscheiden zu können. Er wusste nicht, ob er in einer brenzlichen Situation einen anderen Menschen erschießen konnte, aber war sich sicher, dass er zu allem fähig sein würde, sollte Sarah in Gefahr sein. Sein Kopf spielte gerade eine dieser unrealistischen Szenen durch, wie er Sarah aus der Macht eines anderen Mannes befreit, als er im Augenwinkel etwas glitzern sah. Sie waren schon seit etwa einer Stunde unterwegs. Und endlich kamen sie an einem kleinen See vorbei.

Sie gingen zwischen den laublosen Buchen, die den Weg vom See trennten, hindurch. Das Wasser war erstaunlich klar. Zu ihrer Linken erkannte David einen kleinen Bach, der den See offenbar mit Frischwasser versorgte. Die verwaiste Bank-Tisch Kombination am Ufer ließ erahnen, dass dieser Ort früher als Badestelle genutzt worden war. Sarah zeigte dem Pferd, wo es das Wasser finden konnte, während David die Wasserflaschen auspackte und sie einzeln in den gluckernden Bach tauchte, bis die vollständig gefüllt waren. Er nahm sich vor, sie abends abzukochen und zu filtern. Vielleicht konnte er sogar einen Kohlefilter bauen, wenn er die richtigen Sachen fand. Nur

eine Plastikflasche, einige Kiesel, Sand, einen Stofffetzen, Holzkohle und-

„David! Komm her“ hörte er Sarah lachen. Er drehte sich um und sah nur noch, wie ein heller Schleier scheinbar über dem Wasser schwebte, zu fallen begann und mit einem großen Platschen darin verschwand. David begriff erst nicht, was passiert war, musste dann aber lachen und das tat gut. Sein Bauch schmerzte ein wenig, als ob seine Muskeln diese Tätigkeit in den letzten Tagen und Wochen verlernt hätten. Sarah stieß prustend durch die Wasseroberfläche und lachte ihn an, als wäre sie wieder ein Kind. David zog sich aus und legte seine Klamotten neben die seiner Freundin an das Ufer. Den Revolver versteckte er notdürftig unter seinem T-Shirt. Nackt ging er an das Wasser und stellte fest, dass das Wasser um einiges kälter war als er angenommen hatte. Alles zog sich zusammen. Er zählte innerlich bis drei und sprang dann vorwärts, mit dem Bauch voran in das kalte Nass. Sarah quiekte, als sie die Spritzer abbekam und als David wieder auftauchte, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und küsste ihn. Das erste Mal seit einer langen Zeit.

Frisch gewaschen und mit neuer Energie machten sie sich wieder auf den Weg. Das Pferd hatte fast die gesamte Zeit getrunken und wirkte nun wieder etwas mehr lebendig als tot.

Einige Stunden später, sie hatten bereits mehrere Siedlungen und Wäldchen hinter sich gelassen, war die Euphorie jedoch wieder verflogen. Obwohl ihr Durst

vorerst gestillt war, wuchs ihr Hunger weiter. Fast unbändig versuchte er sie von innen zu zerfressen. Davids Magen krampfte sich immer wieder zusammen, als würde ein Tier darin sein Unwesen treiben. Oder war das Wasser nicht so gut gewesen, wie es auf den ersten Blick ausgesehen hatte? Was, wenn irgendwo in dem See ein totes Tier gelegen hatte. Sie konnten es sich nicht leisten jetzt krank zu werden und noch mehr Nährstoffe zu verlieren. Er musste sich zwingen an etwas anderes zu denken. Aber ihm fiel nichts ein. Immer wenn seine Gedanken anfangen abzuschweifen, riss das Hungertier ihn wieder in die Realität zurück. Mit Sarah hatte er seit dem Aufbruch kein Wort mehr gewechselt. Vielleicht war das auch besser so. Er kannte sich selbst gut genug, um zu wissen, dass Hunger ihn anfällig für Stimmungsschwankungen machte. Nur, dass dieser Hunger um einiges schlimmer war, als die Male in seiner Vergangenheit, wo er kurze Zeit auf Nahrung verzichten musste. Auf einer langen Zugfahrt ohne Kleingeld. Bei dem Fasten-Experiment von Sarah. Oder als er das Mittagessen am Heiligabend hatte ausfallen lassen, um am Abend noch mehr von der saftigen Gans essen zu können. Bei all diesen Gelegenheiten war die nächste Mahlzeit schon in Sicht gewesen. Dieses Mal war anders.

Etwas in der Ferne erweckte seine Aufmerksamkeit. Plötzlich war sein Hunger vergessen, denn er sah, wie sich in einigen hundert Metern Entfernung hinter einem kahlen Baum an einer Abzweigung etwas bewegte. Sofort zog er Sarah am Ärmel, die wegen seiner plötzlichen Bewegung

zusammenschrak, aber keinen Laut von sich gab als David sie und das Pferd hinter sich her, von der Straße herunter in das Gebüsch zerrte, welches die Straße von dem angrenzenden Feld trennte.

„Was hast du gesehen?“ Sarahs Flüstern war fast nur ein Hauch.

„Etwas“, sagte er, während er sich auf dem Bauch legte und zurück zur Straße robbte. Er konnte nicht mit Sarah reden und gleichzeitig die Lage einschätzen. Sein Sehsinn war eh schon beeinträchtigt und es forderte seine gesamte Konzentration, zwischen den kahlen Sträuchern die Weggabelung zu beobachten. Dort bewegte sich wirklich etwas. Er kniff sein Auge zusammen und erkannte einen Mann, dunkel gekleidet und hinkend. Sarah legte sich neben ihn. Sie hatte das Fernglas aus einem Rucksack geholt und beobachtete die Gestalt nun selbst.

„Was kannst du sehen?“

„Er läuft von uns weg. Sieht so aus, als wäre er alleine.“

„Was hat er bei sich?“

„Einen Rucksack und-“ Sie stellte an einem Rädchen die Schärfe nach. „Ich glaube, er hat ein Gewehr dabei.“

David verlangte mit stummer Geste das Fernglas und tatsächlich, der Mann trug ein Gewehr auf dem Rücken. Es ähnelte dem von Opa Jürgen, aber auf diese Entfernung sahen sicherlich alle Gewehre gleich aus.

„Wir sollten ihm folgen.“ David sprach den Satz aus, bevor er überhaupt wirklich verstanden hatte, was er sagen wollte.

„Ihm folgen? Und was soll das bringen?“ Eine goldene Locke fiel Sarah ins Gesicht, wie immer, wenn sie sich über etwas ärgerte. Unter normalen Umständen hätte David ihr diese Locke nun hinter ihr Ohr gestrichen, aber in diesem Moment dachte er noch nicht einmal daran.

„Er könnte Teil einer Gruppe sein. Vielleicht können wir uns denen anschließen.“

„Eine Gruppe, die zufällig auch nach Berlin will, um einen Opa zu finden?“

Er fühlte, wie die Wut in ihm hoch kochte, konnte sich aber noch bremsen. „Wir sind stärker in einer Gruppe. Wir haben bessere Chancen. Überleg doch mal!“

„Ja, und in ein paar Wochen bringen wir unschuldige Männer um, stehlen ihre Vorräte und vergewaltigen ihre Ehefrauen!“ Obwohl Sarah ihre Stimme gesenkt hielt, konnte David die Funken spüren, die förmlich aus ihren Augen stoben. Aber dies war nicht der Zeitpunkt klein beizugeben. Und von solchen Totschlagargumenten ließ er sich erst recht nicht beirren. Er wusste, dass es besser war, dem Mann zu folgen. Was sollten sie sonst tun? Immer weiter stur in eine Richtung laufen? Wie sollten sie so jemals etwas zu essen finden? Sarah dachte wohl, es würde bestimmt irgendwann ein Festmahl vor ihnen auf der Straße stehen. Weil sie ja früher alles bekommen hat, was sie sich gewünscht hat. Ihm war es egal, dass seine Wut durch seinen Hunger bedingt war. Manchmal musste man Menschen einfach zu ihrem Glück zwingen. „Komm. Jetzt.“ Die Art und Weise, wie er die beiden Wörter ausspuckte, ließen keine Widerworte zu. Er robbte zurück,

stand auf, band das Pferd an einen Busch, nahm seinen Rucksack von dessen Rücken und ging parallel zur Straße über das Feld, hörte, wie Sarah erst aufstand und ihm dann langsam hinterherlief. Er drehte sich nicht um. Stapfte einfach weiter über die brüchige Erde.

Der Mann war noch nicht weit gekommen. Er hinkte immer weiter die Straße entlang. Immer in Richtung Osten. Manchmal blieb er stehen, sah sich aber niemals um. Zwei mal spuckte er auf die Straße. Er war völlig in Schwarz gekleidet, nur seine Mütze war dunkelgrün und seine Hände steckten in weißen Skihandschuhen. Sarah und David beobachteten ihn durch die Büsche hindurch, ließen immer genügend Abstand, sodass der Mann sie nicht ohne weiteres entdecken konnte. Eine halbe Stunde war vergangen, als der Mann das erste Mal die Richtung änderte. Er bog von der Straße ab und lief auf ein einzelnes Haus zu. Das Grundstück war mit großen Bäumen umrandet, die es von den umliegenden Feldern abgrenzten. Zur Straße hin befand sich ein kleiner Graben und einem Steinwall. An einem Schaukelgestell hing an zwei Seilen eine rote Plastikschaukel. Der Rasen war genau so verwelkt wie der Efeu, der früher die Front des Hauses geziert hatte. Es wirkte fast wie eine Villa, wären da nicht die zugengelbten Fenster und die fehlenden Dachziegel. Der Mann hatte die Hälfte des Weges zwischen Straße und Haustür passiert, als Sarah plötzlich einen markerschütternden Schrei ausstieß. David wirbelte herum und sah seine Freundin gekrümmt auf dem Boden liegen.

In ihren Händen hielt sie ihren Fuß, an dessen Unterseite eine kleines Holzstück klebte. Nein, es klebte nicht. Ein abstehender Nagel hatte sich von unten durch Sarahs Schuhsohle gebohrt. Der Beule auf der Oberseite des Sneaker nach zu urteilen, hatte der Nagel den Fuß durchstoßen und wurde nur von Stoff ihres Schuhs aufgehalten. Sarah schrie wie am Spieß, während David wie erstarrt auf der Stelle stand, unfähig etwas zu tun.

„Was ist hier los?“ Abermals fuhr David herum. Vor ihm stand der hinkende Mann. Die beiden Läufe seines Schrotgewehres waren auf Davids Brust gerichtet und verfolgten jede seiner Bewegungen. Der Mann blickte ihn mit schwarzen Augen an, sah dann auf Sarah herab, die sich noch immer auf dem Boden wand.

„Seid ihr mir gefolgt?“

„Ne-Nein“, stammelte David. Die Situation überforderte ihn völlig und seine Antwort klang selbst in seinen Ohren dämlich. Zu seiner Verwunderung ließ der Fremde die Waffe langsam sinken. Mit dem Blick immer noch auf Sarah geheftet sagte er: „Kommt mit, Linda kann sich das angucken.“

KAPITEL 23

DAVID

Das Innere der Villa war beinahe so geräumig, wie man es von außen vermutet hatte. Die Möbel waren aus edlem Holz, die Decken waren hoch und alles wirkte hochwertig und relativ sauber. Nur die schmalen Lichtstreifen, die zwischen den Brettern vor den Fenstern hindurchdrangen erinnerten an die grausame Realität.

Die Dielen knarzten als David die wimmernde Sarah über die Türschwelle, durch den Flur ins Wohnzimmer trug. Der Mann, der sich als Anders vorgestellt hatte, ging voran. Er war etwa fünfzig Jahre alt und hatte buschige Augenbrauen, die genau wie sein Bart wild zerzaust waren. Seine Haut wirkte alt und ledrig, während seine Augen hektisch hin und her zuckten. Eigentlich hatte sich alles in David dagegen gestäubt, dem Mann ins Haus zu folgen, aber was hatte er schon für eine Wahl gehabt?

Anders durchquerte das Wohnzimmer und führte sie durch eine große Tür, die von überquellenden Bücherregalen eingerahmt wurde, hinein in eine geräumige Küche. Der Raum war heller als die anderen, da keine Bretter vor den Fenstern hingen.

„Das ist die Nordseite, die kann man von der Straße aus nicht sehen und die Sonne scheint auch nicht rein“, sagte Anders, als hätte er Davids Gedanken gehört. Er drehte sich um, zog die Nase hoch und deutete auf den großen

Esstisch in der Mitte des Raumes: „Leg sie da rauf, ich hole meine Mutter.“ Damit verschwand der Mann hinter einer weiteren Tür, hinter der David eine Menge Gerümpel erkennen konnte. Vorsichtig bettete er Sarah auf den Tisch, sodass sie auf der Seite lag und der verletzte Fuß auf dem anderen ruhte. Dann legte er ihre Rucksäcke in eine Ecke des Raumes. Sarah schien es gar nicht wirklich mitbekommen zu haben. Seit er sie draußen hochgehoben hatte und dabei gegen das Holzstück gestoßen war, sodass es sich ein wenig gedreht hatte, war sie in eine Art Trance gefallen. Leise und beschwichtigend redete er auf sie ein. Dass alles gut werden würde und dass sie bald wieder laufen können würde. Er redete weiter, obwohl nichts von dem was er sagte, zu Sarah durchzudringen schien. Der Fuß sah schlimm aus, das konnte selbst David erkennen. Die Art und Weise, wie der Nagel von Innen gegen das Oberleder des Schuhs drückte und wie sich die Naht an der Sohle langsam blass rosa färbte, ließ seinen leeren Magen pelzig werden. Wenn er nicht so sehr unter Adrenalin stehen würde, hätte er sich sicherlich auf der Stelle übergeben. Und wenn er erst an die Schmerzen dachte, die Sarah gerade spüren musste...

In diesem Moment sprang die Tür auf, durch die Anders eben gerade verschwunden war und eine alte, dickliche Frau kam heraus. Sie war klein und wackelte beim Laufen mit dem ganzen Körper hin und her. Ihre weißen Haare hatte sie weitestgehend unter einem gemusterten Kopftuch versteckt.

„Oh mein armes Kleines“, lachte die Alte und würdigte David keines Blickes. Das Lachen wirkte zwar fehl am Platz, hatte aber trotzdem eine beruhigende Wirkung auf ihn. Auch Anders betrat nun die Küche und stellte sich hinter Linda. Hätte man die Beiden nebeneinander gestellt, wäre man nie darauf gekommen, dass sie überhaupt entfernte Verwandte waren. Sie wirkten wie aus verschiedenen Welten.

„Was soll ich dir bringen?“, fragte er sie, während sie sich an den Schnürsenkeln zu schaffen machte.

„Alles was wir da haben, weißt du? Im Schrank unter dem Waschbecken“

Ohne ein weiteres Wort drehte sich Anders um. Die Frau lächelte und schmunzelte, als würde sie nie damit aufhören. Dann nahm sie eine Küchenschere aus einer Schublade und schnitt behutsam die Schnürsenkel auseinander. Vorsichtig hob sie die Lasche an. Zum Vorschein kam ein ziemlich normal aussehender Fuß, solange man von der Nagelspitze absah, die aus dem Spann hervorstach. Es wirkte fast wie eine Fotomontage, so unwirklich wirkte das blanke Stück Metall in ihrer weichen Haut. Eine Etage höher hörte man etwas auf den Boden fallen.

„Kann ich- kann ich irgendetwas-“ David kam es vor, als würde er nie wieder einen vollständigen Satz über die Lippen bringen. Seit Sarah in den Nagel getreten war, brachte er nur gestammelte Worte heraus.

„Nein, alles in Ordnung.“

Alles in Ordnung also. Für ihn sah es gar nicht danach aus. Eine Fremde entschied über das Schicksal von Sarahs Fuß und er konnte nichts tun. Es ging ihm alles zu schnell und allmählich wurde ihm ein wenig schwindelig. Absolut gar nichts war in Ordnung.

Anders kam zurück und stellte eine große Metalldose auf eine Ecke des Tisches. Darin befanden sich allerhand Fläschchen, Packungen, Verbände und metallisch glänzende Scheren und Messerchen. Mit fachmännischer Bestimmtheit griff Linda in die Kiste und holte eine große, grüne Flasche heraus, die David als Desinfektionsmittel erkannte. Genau solche Flaschen waren früher in den Spendern in Krankenhäusern verwendet worden.

Linda goss sich eine großzügige Menge über Hände und Unterarme und bedeutete den Männern, es ihr gleichzutun. Das Mittel roch stark und brannte kurz, als es seinen Weg in eine kleine Verletzung an Davids Zeigefinger fand, die er bis dahin noch gar nicht bemerkt hatte. Nachdem sie sich die Hände desinfiziert hatten, griff Linda erneut zu der Flasche und schüttete einen guten Schuss über die beiden Enden des Nagels, die aus Sarahs Fuß hervorguckten. Mit einem Schrei und einem Aufbäumen signalisierte Sarah, dass sie wieder vollkommen da war. Sie wand sich und wimmerte, als wäre man gerade dabei, ihr den gesamten Fuß zu amputiert.

„Wir können ihr den Schuh nicht ganz ausziehen, der ist im Moment an ihrem Fuß festgenagelt“, stellte Linda mit einem Schmunzeln über ihren kleinen Witz fest. „Wir müssen den Nagel mit dem Holz herausziehen und dann

muss der Schuh weg, damit wir die Blutung stoppen können. Eigentlich müssten wir in ein Krankenhaus für so etwas, aber ich glaube, im Moment hat keines geöffnet“, lächelte sie David an.

Er war nicht sicher was er antworten sollte, deshalb sagte er ungelentk: „Was soll ich halten?“

„Ihr Bein. Halt sie gut fest, das könnte etwas weh tun. Anders?“

„Ja?“

„Du nimmst ihren Schuh, sobald ich den Nagel draußen habe. Alles klar?“

Beide nickten.

„Also dann. Auf drei ziehe ich.“ Sie machte eine kurze Pause. „Eins“

David griff nach Sarahs Unterschenkel und versuchte einen guten Griff zu bekommen. Ihre Muskeln fühlten sich selbst durch die Jeans hart an.

„Zwei.“

Er guckte in Sarahs Gesicht. Ihre Augen waren geöffnet, aber ihr Blick verriet, dass sie mit ihrem Inneren weit weg war. Gut für sie. Er richtete den Blick wieder zu den anderen. Linda hielt das Holzstück, während Anders schräg hinter ihr stand, bereit nach dem Schuh zu greifen. Irgendetwas gefiel David nicht an der Art und Weise, wie er Sarah ansah.

„Drei!“

Linda zog kräftig an dem Holzstück. Obwohl alles sehr schnell geschah, kam es David vor wie eine halbe Ewigkeit. Wie in Zeitlupe verschwand die Spitze des

Nagels wieder in dem Fuß, ließ nur ein kleines, dunkles, rotes Loch zurück, während auf der anderen Seite immer mehr Metall zum Vorschein kam. Sarahs Muskeln verkrampfte sich und sie stieß ein entsetzliches Stöhnen aus. David griff noch fester zu, damit ihr Bein nicht verrutschte. Rot benetzt kam der Nagel Zentimeter für Zentimeter ans Tageslicht, bis er schließlich in seiner vollen Länge zu sehen war. Anders schnellte vor und riss ihr förmlich den Schuh vom Fuß, woraufhin Linda sofort von beiden Seiten jeweils eine Packung Kompressen auf die Wunde drückte. Der ganze Vorgang dauerte nicht länger als zwei Sekunden. Sarah sackte in sich zusammen und regte sich nicht mehr.

„Sie ist bewusstlos. Morgen früh geht es ihr besser“, sagte Linda, während sie den Fuß mit einem elastischen Verband umwickelte. Das Lächeln wich ihr noch immer nicht aus dem Gesicht. Als sie fertig war fuhr sie fort: „Bring sie rüber ins Wohnzimmer, da kann sie sich ausschlafen. Anders, hol unseren Gästen ein paar Woldecken von oben.“

Anders ging ohne Antwort aus dem Raum. Scheinbar war er es gewohnt, Befehle von der Alten zu bekommen. Und Linda war es gewohnt sie zu geben. Das merkte man an der Art und Weise, wie sie mit ihnen redete. Gerade als David Sarah wieder hochheben wollte, packte Linda ihn am Arm.

„Wer seid ihr und warum hat Anders euch mitgebracht?“ Ihr Lächeln war einem feindseligen Blick gewichen. „Schuldet er euch etwas?“

„Nichts, wir-“ Da war es wieder, das Gestammel. „Er hat uns zufällig gehört, als sie sich verletzt hat.“ Er wollte auf Sarah deuten, aber die Frau hielt seinen Arm umklammert wie ein Schraubstock.

„Ihr habt keine Probleme mit ihm?“

„Nein. Wie gesagt wir-“

So plötzlich wie sie seinen Arm gepackt hatte ließ sie ihn nun wieder los. Auch das Lächeln auf ihrem Gesicht war plötzlich wieder da. Völlig beiläufig erzählte sie, während sie den Müll wegräumte: „Anders hat manchmal Probleme mit anderen Leuten, aber das soll uns ja nicht stören. Wir haben sicherlich andere Sorgen. Ich habe mich nur gewundert. Normalerweise bringt er niemanden von seinen Ausflügen mit“

Sie zwinkerte ihm zu. David stand perplex da und konnte weder einen klaren Gedanken fassen, noch sich bewegen. Das war der Moment, in dem er entschied, dass sie schnellstens wieder von hier verschwinden mussten.

KAPITEL 24

DAVID

Sarah lag ruhig auf dem Sofa, welches Linda ihr zugewiesen hatte. Sie wirkte friedlich, ihre Gesichtszüge waren entspannt. Linda hatte ihnen einen Teller mit kalten Bohnen auf den Couchtisch gestellt, aber David konnte nichts essen, während Sarah bewusstlos war. Sein Magen verkrampfte sich, sobald er nur daran dachte, einen Löffel zu probieren.

Nachdem Anders ihnen einen ganzen Haufen muffig riechender Woldecken nach unten gebracht hatte, war er wieder hektisch mit seinem Rucksack in das obere Stockwerk verschwunden. Seitdem waren einige Stunden vergangen. Linda hatte sich auch Davids Auge angesehen und ihm eine Salbe gegeben, die er benutzen durfte. Seitdem schaute sie regelmäßig herein und fühlte geschäftig Sarahs Stirn. Dann verschwand sie wieder lächelnd in der Küche oder weiter hinten im Haus, wo es dann manchmal rumste und polterte. Langsam wurde es dunkel und der Raum wurde nur noch von einer Kerze erhellt. David saß am oberen Ende des Sofas und hielt Sarahs Kopf auf seinem Schoß. Strich immer wieder ihre Haare hinter ihre Ohren. Sobald es ihr besser ging, würde er mit ihr verschwinden. Irgendetwas störte ihn an diesem Haus oder den Bewohnern, obwohl er nicht genau sagen konnte was. Seine Gedanken schweiften ab und er

rekapitulierte die letzten Geschehnisse. Die Not-OP auf dem Küchentisch. Der Nagel in Sarahs Fuß. Er merkte, wie seine Gedanken langsamer wurden und freute sich, in einen leichten Schlaf zu gleiten. Er würde aufwachen, sobald etwas passierte. Er dachte daran, wie sie dem Mann gefolgt waren. Wie sie gebadet hatten und wie er das Wasser abgefüllt hatte. Wie sie das Pferd gefunden hatten. Das Pferd...

Das Pferd! Plötzlich war David wieder hellwach. Magda war noch da draußen. Festgebunden an einem Busch an der Straße. Während er im Warmen saß und seiner Freundin den Kopf streichelte. Er schälte sich aus dem Sofa und lief durch den Flur und zur Tür, riss sie auf und blieb stehen. Er durfte Sarah nicht alleine bei diesen Leuten lassen. Wie konnte er sicher sein, dass Anders einer von den Guten war. Und die Oma? Sie hatte diese komischen Andeutungen gemacht, auf die er sich immer noch keinen Reim machen konnte. Andererseits schliefen sie sicherlich schon, das Haus war schon vor einer Stunde sehr still geworden. David fasste einen Entschluss. Er würde das Pferd holen, dann würde er Sarah auf dessen Rücken setzen und sie würden noch in dieser Nacht von hier verschwinden. Vielleicht war es überstürzt, vielleicht auch ungerecht den Leuten gegenüber, die sich doch ganz nett um sie gekümmert hatten, aber das war ihm egal. Nach einem letzten Blick ins Wohnzimmer trat er in das kühle Halbdunkel der frühen Nacht.

Er lief und lief. Hätte er eine Taschenlampe mitgenommen, könnte er viel effizienter suchen. Auch

eine Jacke hätte ihm sicherlich geholfen. Nun lief er frierend die immer dunkler werdende Straße entlang und suchte nach der einen Abzweigung, hinter der sie das Pferd angebunden hatten. Zwischendurch blieb er immer wieder stehen, lauschte in alle Richtungen, hörte aber nur ferne Geräusche verschiedener Menschen und Tiere. Gerade als er sich sicher war, schon viel zu weit gelaufen zu sein, erkannte er einige Meter vor sich die Abzweigung. Er beschleunigte seinen Schritt, passierte die Kreuzung und lief weiter auf die Stelle zu, an der das Pferd stehen musste. Seine Nackenhaare stellten sich auf, als er näher kam. Er erkannte den Busch, die Stelle an der sie die Straße verlassen hatten und die Stelle, an der ein Pferd hätte stehen müssen. Genau an dieser Stelle. Aber es war nichts zu sehen. Keine Spur des abgemagerten Tieres. David blickte umher, während langsam die Panik in ihm aufstieg. Er hatte niemals dem Mann folgen dürfen. Alles nur wegen seines verdammten Stolzes, seiner Rechthaberei, wenn Sarah ihm auf den Geist ging. Niemals hätte er Sarah in diese Gefahr bringen dürfen. Sarah. Vor allem hätte er sie niemals alleine lassen dürfen! Nun schnürte ihm die Panik die Kehle zu und Tränen stiegen ihm in die Augen. Er stand hier wie ein Idiot, während er Sarah alleine bei dem Irren und der viel zu netten Oma gelassen hatte. Plötzlich war das Pferd beinahe vergessen und David rannte los. Er riss sich seine Wange auf, als er durch die trockenen Büsche sprang, stolperte und schürfte sich die Hände auf, als er auf den Asphalt stolperte. Er rannte, als hinge sein Leben davon ab. Auch wenn er

eigentlich wusste, dass Sarah sicherlich noch ruhig schlief und sein Fehlen gar nicht bemerkt hatte, peitschte ihn die Angst immer weiter die Straße entlang. Ob Anders uns etwas schuldet? Wieso sollte er? Hat er Schulden bei anderen? Wofür? Langsam kam die Villa in Sicht, ganz leicht schien etwas Licht durch die vernagelten Fenster hindurch. Ihm hing die Lunge aus dem Hals, sein Herz pumpte im Rekordtempo und seine Beine versagten langsam den Dienst. Er war schon lange nicht mehr gerannt. Er stürmte zur Eingangstür, die immer noch ein wenig offen stand, riss sie auf und wollte gerade den Flur durchqueren, als Linda durch eine Tür auf ihn zugelaufen kam. In dem Nachthemd und mit dem Kerzenständer in der Hand sah sie aus, als wäre sie einem Horrorfilm entsprungen. David wollte sich an ihr vorbeischieben, um endlich Sarah zu sehen, aber Linda versperrte ihm mit ihrer freien Hand den Weg.

„Du solltest jetzt nicht da rein. Glaub mir-“, sagte Linda mit zitternder Stimme. Ihre Augen waren voller Tränen. David verstand gar nichts mehr. Er hatte kaum noch Kontrolle über seinen Körper und Lindas Worte drangen nur teilweise in sein Bewusstsein durch. Er musste zu Sarah, das war alles, was gerade zählte. „Er meint es nicht so. Er ist ein guter Junge. Es ist nicht leicht für-“ David stieß sie unsanft zur Seite, sie stolperte und schlug hart auf dem Fliesenboden auf. Der Kerzenständer flog ihr aus der Hand. Lindas spitzer Schrei durchschnitt die plötzliche Dunkelheit. Er stieg über ihre Beine hinweg und lief

schnell in die Richtung, in der er die Tür zum Wohnzimmer vermutete.

Als er sie gefunden hatte, schlug er sie mit Gewalt auf und blieb wie angewurzelt stehen. Das Bild, das sich ihm in diesem Augenblick bot, brannte sich für immer in sein Gedächtnis. Noch wusste er nicht, dass er noch viele Jahre später davon träumen würde. Und jedes Mal würde er diese Enge in der Brust spüren, die in diesem Moment sein Herz zu zerdrücken drohte.

Im Schein der Kerze wand sich auf dem Sofa ein Knäuel aus Beinen und Armen. Anders Mütze lag auf den Boden und in dem Couchtisch steckte ein Messer. Der Teller mit den Bohnen war auf den Boden gefallen. Neben ihm lagen Tabletten verstreut, einige zu einem weißen Pulver zerdrückt. Ein tiefes Stöhnen vermischte sich mit einem Weinen, während sich der männliche Körper auf und ab bewegte. Sein blanker Hintern schnellte immer wieder hinab und seine sehnigen Arme und Beine klammerten sich um den hilflosen, zarten Körper.

David stürzte wie in Trance vorwärts, während er gleichzeitig den Revolver aus dem Hosenbund zog. Seiner Kehle entfuhr ein tiefes Grollen, das er noch nie bei sich gehört hatte. Mit zwei großen Sätzen war er bei Sarah. Mit aller Kraft die ihm zur Verfügung stand, packte er Anders am Kragen und riss ihn von Sarah herunter. Er landete hart auf dem Boden. David drehte den Mann an einer Schulter auf den Rücken und hielt ihm den Revolver unter das bärtige Kinn. Anders lachte wie von Sinnen und seine Augen zuckten umher, sein Kinn war mit Speichel

bedeckt, in seinem Bart klebte weißes Pulver. Die Hose hing in seinen Kniekehlen und sein Glied zeigte halb erregt zur Seite. Hinter sich hörte er Schritte näherkommen und hörte, wie Linda ihn anschrte, ihren Jungen loszulassen, wie sie ihn anflehte die Waffe wegzulegen. David drehte sich nicht um, viel zu sehr war er damit beschäftigt, diesem Haufen Dreck die Waffe ins Fleisch zu drücken. Er spürte Lindas Hände an seinem Rücken, wie die Alte versuchte, ihn von ihrem Sohn zu zerren. Mit einer einzigen Bewegung ließ er seinen Ellenbogen nach hinten schnellen, bis er auf etwas Hartes stieß. Er hörte ein Keuchen, einen luftlosen Schrei und sah dann im Augenwinkel, wie Lindas Körper seitlich neben ihm zu Boden fiel. Und es war ihm völlig egal. Nun galt seine ganze Aufmerksamkeit wieder Anders. Er schrie ihn an. Ohne Worte, aber mit Lauten aus den Tiefen seiner zerbrechenden Seele. Speichel tropfte aus seinem Mund, Tränen ließen seinen Blick verschwimmen. Seine Fingernägel gruben sich in den sehnigen Oberarm, den er umklammert hielt, aber Anders schien es kaum mitzubekommen. David drückte den Revolver weiter in die fleischige Mulde zwischen den beiden Hälften des Kieferknochens und spürte, wie Anders Zungenmuskel hin und her zuckte. Plötzlich, als hätte jemand einen Schalter umgelegt, sah er David direkt an und flüsterte: „Ich hab deine Kleine gefickt. Hat sich richtig gut angefühlt. Du warst nicht da und hast das Miststück alleine gelassen. Ich hab’s ihr richtig gegeben, der kleinen Schlam-“

David hörte den Knall, spürte den Rückstoß, sah, wie der Kopf aufplatzte und wie das Blut über den teuren Teppich und auf sein Gesicht spritzte, bevor er bemerkte, dass er den Abzug des Revolvers mit voller Kraft gedrückt hielt. Seine Hand zitterte nicht mehr. Er war völlig ruhig. Und leer. In seinen Ohren hallte ein einziges hohes Piepen. Seine Hände waren mit Blut besudelt. Er blickte langsam zu Sarah, die ihm vom Sofa aus direkt in die Augen sah. Ihre Gesichtszüge waren unlesbar, aber David wusste, dass in ihrem Inneren etwas sehr Wertvolles zerbrochen war. Und das war allein seine Schuld.

KAPITEL 25

DAVID

Lindas Schreie holten ihn langsam wieder in die Gegenwart zurück. Die alte Frau war an David vorbei gekrochen und hielt nun den aufgeplatzten Kopf ihres Sohnes in ihren Händen. Nun saß sie dort, schloss die gesamte Welt aus und weinte bitterlich um ihren Sohn. David wusste, dass er etwas tun musste, ihm fehlte jedoch jegliche Kraft. Er fühlte sich völlig leer, wie als würde er träumen, hörte das Schluchzen und Wimmern wie durch einen dicken Vorhang. Die ganze Szenerie wirkte völlig unwirklich. Das Blut, die Gewebestücke, der schwere Revolver in seiner Hand und die flackernde Kerze, die das alles in ein viel zu weiches Licht tauchte. Sarah lag noch immer auf dem Sofa, ein Arm war von der Sofakante gerutscht und hing schlaff herunter, sodass ihre Fingerspitzen gerade den Boden berührten. Ihr Blick war in die Leere gerichtet. Langsam stand David auf. Er konnte nicht länger hier bleiben, denn er spürte, wie ihn die Situation von innen zu zerfressen begann. Langsam aber sicher stürzte das Geschehene auf ihn ein. Er sah auf Sarah herab. Anders hatte versucht, ihr ihre Hose samt Unterwäsche auszuziehen, bis ihm der Verband an Sarahs Fuß in den Weg gekommen war, weshalb ihre Hose nun an ihrem Knöchel hing. Nun lag Sarah da, den bandagierten Fuß ausgestreckt, das andere Bein

angewinkelt mit entblößtem Unterleib und hochgeschobenem T-Shirt. Die Ansätze ihrer Brüste waren zu sehen und David wurde übel bei der Vorstellung, wie Anders seine dreckigen Hände über ihren ganzen Körper hatte fahren lassen. Wie er sich auf ihr bewegt hatte und mit seinem Speichel ihren Hals benetzt hatte.

David wollte Sarah gerade wieder ihre Unterwäsche anziehen, als er bemerkte, dass sie blutete. Im Schein der Kerzen sah er einen dunklen Fleck zwischen ihren Beinen, der sich bis auf das Sofa erstreckte. Er konnte keine äußeren Verletzungen erkennen, aber woher sollte er auch wissen, was Anders mit ihr angestellt hatte, während er weg gewesen war. Dann kam ihm ein anderer Gedanke. Wann hatte Sarah das letzte Mal ihre Tage gehabt? Wie lange war es her? Er konnte sich nicht daran erinnern, dass sie in der Zeit seit der Umpolung, einmal Tampons oder etwas Ähnliches benutzt hatte. Sarah hatte ihn nie wirklich in ihren Zyklus eingeweiht und David hatte es auch nicht brennend interessiert.

Aber wieso trägt sie jetzt nichts dagegen, fragte sich David, als er schnell in die Küche hastete um ein Stück aus einem Handtuch zu reißen. Anschließend faltete er es, legte es in ihre blutige Unterwäsche und zog Sarah dann wieder an. Er hatte keine Zeit und keine Energie, sich über die Menstruation seiner Freundin Gedanken zu machen, sie mussten schließlich hier weg. Sarah ließ alles geschehen, ohne ihn auch nur einmal dabei anzusehen. Er stülpte ihre Hose über das andere Bein und zog auch die hoch.

„Alles wird gut, mein Liebling. Alles-“ Seine Stimme brach weg. Er konnte ihr nichts sagen. Was sollte er ihr denn auch sagen. Dass sie nun in Sicherheit waren und dass er von nun an immer bei ihr sein würde? Er konnte sie nicht anlügen. Nicht jetzt. Nicht Sarah.

Er schob einen Arm in ihre Kniekehlen, den anderen legte er unter ihre Schultern. Sanft hob er sie hoch und trug sie an der Leiche vorbei in die Küche. Dort setzte er sie auf einen Stuhl. Sie ließ es einfach über sich ergehen. Sie war wach aber nicht wirklich da. Ihr Blick war immer noch leer und ausdruckslos und sie sah David nicht an, als er eine Kerze anzündete und anfing alle Schränke aufzureißen und nach nützlichen Dingen zu suchen. Er fand aber nichts, was ihm sinnvoll vorkam. Kein Essen, keine Waffen oder Werkzeuge. Nur eine Taschenlampe, die er sich in den hinteren Hosenbund neben den Revolver steckte. Unter anderen Umständen hätte er noch weiter gesucht, im Keller oder in den anderen Räumen, aber der Wunsch dieses Haus so schnell wie möglich wieder zu verlassen wurde langsam übermächtig. Mit einem kurzen Blick ins Wohnzimmer stellte er fest, dass Linda nun ihren Kopf auf Anders Brust gelegt hatte und leise vor sich hin redete. Von ihr schien keine Gefahr mehr auszugehen.

David zog ihre Rucksäcke zu sich, die er erst einige Stunden zuvor in eine Ecke des Raumes gelegt hatte. Er packte die wenigen Dinge, die sich noch in Sarahs Rucksack befanden in seinen eigenen. Dabei verschaffte er sich einen Überblick über das, was sie noch zur Verfügung hatten: eine volle Wasserflasche, ein Messer,

Verbandsmaterial, dreckige, ungewaschene Kleidung, ein Feuerzeug, eine Woldecke, ihre beiden Schlafsäcke und einige lose Zettel, die er zusammenknüllte und mit einem leeren Olivenglas in den Mülleimer unter der Spüle warf. Er betrachtete den halb gefüllten Rucksack. Eigentlich müssten sie doch noch mehr haben. Letztlich war es ihm jedoch egal. Er wolle nur noch weg von hier. Er zog Sarah eine dicke Jacke an und wickelte sie dann in eine Woldecke. Ihre Füße steckte er in dicke Wollsocken, die auch über den Verband passten. Dann zog er sich selbst einen Strickpulli über, da er keine weitere Jacke mehr finden konnte und schulterte den Rucksack. Dann hob er Sarah wieder hoch, wie er sie schon in die Küche getragen hatte und ging mit ihr in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Als er das Wohnzimmer betrat, blickte Linda auf und sah ihn direkt an. Der Blick war weder böse noch traurig. In ihm lag eine tiefe Verständnislosigkeit, als wäre ihre Seele in zwei Teile gerissen worden. Als hatte man ihr das einzige auf der Welt genommen, was ihr noch etwas bedeutete. Sie weinte nicht, sie schrie nicht. Sie sah ihn nur an. Und David ging an ihr vorbei, durch die Tür zum Flur, durch die Haustür, hinaus in die stille, kalte Nacht.

KAPITEL 26

ELIJAH

Er hätte das Pferd geschlachtet, wenn sich der Junge nicht so sehr in das Tier verliebt hätte. Nachdem sie am Vortag endlich den letzten Vorort Hamburgs hinter sich gelassen hatten, durchquerten sie nur noch kleine Dörfer, suchten in Häusern nach Essbarem und stapften querfeldein über die zerbröckelnde Erde. Sein Magen war schon leer gewesen, als diese bewaffneten Männer ihnen all ihre Sachen abgenommen hatten. Seine Pistole und einen leeren Rucksack hatten sie ihm gelassen. Er hätte beinahe gelacht, so absurd war es ihm vorgekommen, ihm gerade diese Dinge zu lassen. Vielleicht war es naiv gewesen zu glauben, dass eine einzige Pistole reichen würde, um sich gegen solche Menschen zu verteidigen. Aber wenn er ehrlich war, hätte er niemals gedacht, dass er sie überhaupt brauchen würde, er hatte schließlich ein Kind dabei. Und niemand würde es wagen, ein Kind auszurauben. Leo hatte die Männer die ganze Zeit mit großen Augen angeguckt, aber das hatte nichts genützt. Offenbar verdrängte großer Hunger auch den letzten Rest Menschlichkeit. Dabei hatten die Männer wie ganz gewöhnliche Leute ausgesehen. Der Kassierer im Discounter, der Mechaniker aus der Autowerkstatt oder der Bankangestellte, der einige Wochen zuvor noch Geldscheine über den Tresen gezählt hatte. Konnte jeder

so werden? Würde auch er so werden, wenn sein Hunger groß genug war?

Nun gut, er hätte das Pferd geschlachtet, aber das machte ihn in seinen Augen noch lange nicht zu einem schlechten Menschen. In solchen Zeiten verschob sich halt die Grenze zwischen Nutztier und Haustier ein wenig. Es hätte so oder so nicht mehr lange überlebt. Völlig abgemagert stand es mitten auf der Straße, an einem Strick baumelte ein kleiner Ast, den es immer hinter sich her zog. Als sie näher gekommen waren, hatte Elijah bemerkt, was er schon bei einem Hasen und einem Vogel vermutet hatte. Das Tier war blind. Er hatte sich geärgert, den Jungen so nah mit herangenommen zu haben, da er es sonst im Gebüsch in seine Einzelteile zerlegt hätte und so viel in seinen Rucksack gestopft hätte, wie möglich. Aber nun umklammerte Leo das Bein des Pferdes, streichelte dessen trockene und rissige Nüstern und das Pferd ließ es sich sogar gefallen. Es schien, als ob es einem blind vertrauen würde. Elijah schmunzelte über den Wortwitz, konnte sich aber nicht lange daran freuen, denn sie mussten weiter, bevor wieder die Nacht einsetzen würde. Und sie mussten etwas zu Essen finden. Die letzte Mahlzeit lag nun schon einen ganzen Tag zurück.

Sie kamen um einiges schneller voran als zuvor. Der Kleine saß auf dem Rücken des Pferdes, tat, als ob er ein Jockey auf der Zielgeraden wäre. Eigentlich hatte Elijah insgeheim geplant, das Pferd bei der nächsten Gelegenheit in eine gute Mahlzeit zu verwandeln. Er hatte nicht damit

gerechnet, dass ihm das Tier mit jeder Minute mehr ans Herz wachsen würde. Wie treu es sich ihnen ergab, wie gelassen es Leo auf seinem Rücken spielen ließ. Der Junge hatte wahre Freude an seinem Leben. Man müsste wieder Kind sein, schoss es ihm durch den Kopf, als er an die vergangenen Wochen dachte. Wenn nur jemand einem die Hand reichen würde und man sich um nichts Sorgen machen müsste.

Er erinnerte sich dunkel an einen Sommer in Frankreich, kurz nachdem er mit seinen Eltern nach Deutschland gezogen war. Sie hatten ein Sommerhaus an der Atlantikküste gemietet und es war viel zu heiß. Ein Schnipsel, den er noch im Gedächtnis hatte, war der Kampf, den er im flachen Wasser gegen seinen Vater angezettelt hatte. Obwohl er wusste, dass er keine Chance hatte, gegen den riesigen und starken Mann zu gewinnen, versuchte er ihn doch mit aller Kraft zu Boden zu ringen. Mit einem Lachen ließ sich sein Vater von ihm unter Wasser drücken und stieß einige Sekunden später wieder prustend durch die Wasseroberfläche, um sich dann wie ein Seeungeheuer auf Elijah zu stürzen. Lachend stand seine Mutter am Strand und machte Fotos. Später hatte sich Elijah die Bilder so häufig angesehen, dass er gar nicht mehr wusste, ob seine Erinnerungen echt oder Einbildung waren.

Am Ende der Ferien hatte Elijah sich auf die Schule gefreut. Nicht so sehr auf die Lehrer und den Unterricht, sondern vor allem auf seinen besten Freund. Da er ein Einzelkind war, genoss er die Zeit bei anderen Menschen.

Fasziniert sah er zu, wenn sich Eltern stritten, der große Bruder den kleinen malträtierte und noch größere Schwestern mit den Geschwistern Pferdestall spielten. Ihm machte es Spaß, dieses Leben zu sehen, während bei ihm Zuhause alles reibungslos von Statten ging.

Eine Stimme hinter seinem Rücken ließ ihn zusammenfahren.

„Haben Sie-“

Wie aus dem Nichts war die Gestalt hinter ihnen aufgetaucht.

„Haben Sie etwas zu essen?“

Die Frau mochte etwa 60 Jahre alt sein, doch das ließ sich nicht so genau schätzen. Sie stand einige Meter von ihnen entfernt auf einen dicken Ast gestützt, den sie wohl als Gehstock benutzte. Ihre ledrige Haut war faltig, die wenigen braunen Haare, die wild unter ihrer Kapuze hervor ragten, waren von grauen Strähnen durchzogen. Um ihren Mund formte getrockneter Speichel eine verkrustete Landkarte über gereizte Haut und aufgeplatzte, blutige Lippen.

Elijah blickte sich um, eine Hand ruhte auf dem Griff der Pistole in seinem Hosenbund. Schon das letzte Mal, als sie ausgeraubt worden waren, hatte sie zuvor ein Mädchen im späten Teenageralter abgelenkt, die ein verletztes Bein vorgetäuscht hatte, bevor sie putzmunter aufgesprungen war, als die anderen Männer aus ihren Verstecken gekommen waren, um ihnen ihre Sachen abzunehmen. Seitdem vertraute Elijah niemandem mehr, egal, wie hilfebedürftig die Person aussah. Und die Frau, die nun

vor ihnen stand und ihre Hand unter ihren Kleidungsschichten hervor streckte, sah aus wie das Elend in Person. Aber sie schien allein zu sein. Um sie herum waren nur weite Felder, keine Möglichkeit sich zu verstecken.

Ohne ein Wort zu antworten, wand sich Elijah um und ging weiter. Er konnte ihr nicht helfen, hätte es wahrscheinlich auch nicht getan, wenn er Vorräte gehabt hätte. Hinter sich hörte er das leise Wimmern der Frau. Er sah, wie sich Leo auf dem Pferd umdrehte und die Frau ansah. Seinen Gesichtsausdruck konnte Elijah unter der Sonnenbrille und den Tüchern nicht erkennen, wusste aber, dass der Junge mit sich rang. Selbst, als sie die nächste Kurve passiert hatten, starrte Leo noch immer in die Richtung aus der sie gekommen waren. Als Elijah sich nun doch umdrehte, sah er, wie die Frau ihnen hinterher stolperte. Sie schien ihre letzten Kraftreserven zu mobilisieren, um Schritt zu halten, war aber schon etwa 50 Meter zurückgefallen. Ihre Beine knickten immer wieder unter ihrem eigenen Gewicht ein und sie stürzte auf die knochigen Knie, die bereits blutig durch die zerschlissene Hose stachen. Elijah zog seine Waffe, ließ sie aber noch gesenkt.

„Wir haben nichts!“

Seine Stimme klang dunkel, laut und bestimmt. Die Frau antwortete nicht, sondern kroch immer weiter auf sie zu. Elijah merkte, wie sich seine Hand um den Griff der Pistole krallte. Die Handschuhe saugten seinen Schweiß auf. Die Anspannung rann ihm heiß durch die Adern.

Erneut suchte er die Umgebung nach heranstürmenden Männern ab, konnte aber noch immer niemanden entdecken. Er trat ein paar Schritte nach vorne, um etwas Abstand zu Leo zu bekommen, der wie versteinert die Szene betrachtete. Die Pistole zielte nun direkt auf den Kopf der Frau, die nun keine zwei Meter vor ihm auf dem heißen Asphalt lag. Von ihr ging keine Gefahr aus, sie durfte ihnen nur nicht weiter folgen. Sie hob den Kopf und Elijah sah zum ersten Mal ihre Augen, als sie ihn von unten anblinzelte. Ihre Lider waren von Sekret verklebt und ihre Augen huschten umher, als verfolge sie eine Fliege.

„Bitte“, hauchte es kratzig aus ihrem Mund.

„Wir haben nichts“

„Nein- bitte!“

Ihre Augen hörten auf zu zucken. Dann verstand Elijah. Sie starrte auf die Pistole in seiner Hand, die noch immer auf ihren Kopf gerichtet war.

„Bitte, es ist... niemand mehr... alle sind tot“

Ihre Stimme brach und er sah einzelne Tränen über ihre Wangen laufen. Er drehte sich um, sah wie Leo ihn beobachtete und ließ langsam die Waffe sinken. Wie verzweifelt musste man sein, dass man einen Fremden um den Tod bat. Was war aus dieser Welt geworden.

Elijah war kein Mörder. Er konnte töten, wenn es sein musste. Aber es gab einen gewaltigen Unterschied zwischen Mord und einer simplen Tötung. Die Grenze war ihm bis zu diesem Tag immer klar gewesen. Aber war

es Mord gewesen, die Frau zurückzulassen? Oder eine Tötung? Oder gar nichts? Zu diesem Zeitpunkt wusste er nicht, wie lange ihn diese Frage noch verfolgen würde. Fakt war, dass er mit offenen Augen in dem ehemaligen Stall lag, die grausamen Geräusche der Nacht in seinem Kopf nachhallten und ihn nicht zur Ruhe kommen ließen. Der Geruch der verwesenden Kühe drang durch die Spalten zwischen den Brettern. Leo schlief wie ein kleiner Engel auf seinem Bett aus Stroh. Es hatte keinen Sinn mit dem kleinen bis nach Flensburg zu laufen. Sie würden auf dem Weg verhungern, verdursten, ermordet werden oder schlimmeres. Leo hatte das nicht verdient. Er war noch ein Kind und Elijah hatte sich in dem Moment dazu verpflichtet, für ihn zu sorgen, als er ihn aus dem Hotel mitgenommen hatte. Und das Leben, was er ihm jetzt gerade bot, war schlimmer als das der Kinder in so mancher Kriesenregion.

Er würde heute Nacht kein Auge mehr zumachen. Leise schob er seine Decke zur Seite und ging durch die offene Tür ins Freie. Nie Nachtluft tat gut auf seinen Wangen. Er blickte nach oben und sog alle Sinneseindrücke in sich auf. Obwohl es schon seit einiger Zeit kein künstliches Licht mehr gab, erstaunte ihn das Bild des nächtlichen Nachthimmels immer wieder aufs Neue. Die Sterne waren so klar zu sehen, wie sonst noch nie in seinem Leben. Er sah, wie die Sterne sich zur Milchstraße formierten, Milliarden von Kilometern voneinander entfernt und doch so nah. Die Nordlichter waren kaum noch zu sehen. Elijah schloss, dass sich das Magnetfeld ganz allmählich wieder

sortierte. So wie die Experten es vorausgesagt hatten. Aber bis die Ozonschicht wieder vollständig aufgebaut war, würden Jahrzehnte, wenn nicht sogar Jahrhunderte vergehen. Auf den Überfahrten nach Skandinavien hatte Elijah mit einigen Wissenschaftlern geredet. Offenbar war es ihr Plan, zu warten, bis sich das Magnetfeld der Erde stabilisiert hatte, um dann ohne induzierte Spannungen und Krebsrisiko durch Sonnenwinde die wichtigsten elektronischen Systeme wieder aufzubauen. Wobei sich natürlich sofort die Frage stellte, wie man ohne Elektrizität ein Stromnetz und elektrische Bauteile herstellen sollte. Und genau um das herauszufinden, trafen sich all diese Männer und Frauen in Norwegen.

Obwohl das UV-Licht ein länger währendes Problem sein würde, war der Sonnenwind das akutere der beiden und zugleich konnte man absolut nichts dagegen tun. Die winzigen Teilchen, die dauernd von der Sonne ausgestoßen wurden, durchschlugen so gut wie jedes Material, ohne Löcher oder Spuren zu hinterlassen. Es machte deshalb keinen Unterschied, ob man sich mittags in der prallen Sonne oder in einem Schuppen aufhielt. Selbst die NASA hatte vor einiger Zeit noch an einer Möglichkeit geforscht, die Weltraumstrahlung abzuschirmen. Denn diese Teilchen konnten das Nervensystem nachhaltig schädigen, zu Übelkeit, Appetitlosigkeit und Müdigkeit führen. Alles Dinge, die man auf der Reise zum Mars lieber vermeiden würde. Wie lächerlich eine bemannte Marsmission in Anbetracht der derzeitigen Umstände anmutete. Mira, eine Studentin, die

ihren Professor nach Norwegen begleitete, hatte Elijah von alldem erzählt. Hinter vorgehaltener Hand sagte sie ihm dann noch, dass niemand der Öffentlichkeit davon erzählt hatte, damit keine Panik ausbrach. Nicht, dass es einen großen Unterschied zu der jetzigen Situation gemacht hätte. Elijah musste lächeln, als er an das zurückdachte, was später noch zwischen ihm und Mira passiert war. Er hatte ihr versprochen, dass sie sich wiedersehen würden. Langsam ließ er den Kopf sinken. Niemals würde er sie wiedersehen. Und schon wieder hatte er ein Versprechen gebrochen. Wie schon zu oft.

KAPITEL 27

DAVID

Den Rest der Nacht verbrachten sie in einem Gebüsch, einige hundert Meter von der Villa entfernt, etwa auf halber Strecke zu der Stelle, an der sie am Vortag das Pferd zurückgelassen hatten. Weiter konnte David seine Freundin nicht mehr tragen. Seine Beine und seine Arme gehorchten ihm nicht mehr und er war müde. So unendlich müde. Er legte Sarah auf den Boden und sich selbst neben sie. Er wusste, dass es kalt werden würde, aber er konnte nicht mehr die nötige Kraft aufbringen, die Schlafsäcke auszubreiten. So gut es ging, deckte er Sarah zu und fiel dann in einen traumlosen, erlösenden Schlaf.

Als er wieder aufwachte, schien gerade die Morgendämmerung einzusetzen. Ihm war kalt bis auf die Knochen. Er sah zu Sarah hinüber, die ihre verquollenen Augen weit geöffnet hatte und den dunklen Himmel ansah. Sie hatte offenbar keine Minute geschlafen. Und in diesem Moment prasselten alle Geschehnisse des Vortages auf ihn ein. Er erinnerte sich an das Blut, an die nackte Haut, an die Gewalt und an den Schmerz.

Er wollte etwas zu Sarah sagen, aber er stockte. Konnte keinen sinnvollen Satz artikulieren, sah keinen Sinn darin, noch etwas zu versuchen. Er legte seinen Kopf wieder auf den Boden und wäre am liebsten auf der Stelle für immer eingeschlafen. Hätte diesem ganzen sinnlosen Kreislauf ein

Ende bereitet. Aber die Natur war nicht gütig. Das hatte sie schon häufig genug bewiesen. So lag er da und wusste nicht, was er noch tun sollte. Deshalb tat er nichts.

Als die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont blitzten, setzte David sich auf. Er hatte nicht mehr schlafen können. Seine Gedanken drehten sich in einem Höllentempo im Kreis, er hatte Kopfschmerzen und fühlte sich elend. Sarah hatte sich noch immer nicht gerührt.

„Wie geht es dir?“ David hörte, wie dämlich seine Frage klang, aber ihm wollte nichts Besseres einfallen. Sarah gab keine Reaktion von sich, nicht mal ein Zucken ihrer Wimpern verriet, dass sie ihn überhaupt gehört hatte.

„Hey, ich-“, er lehnte sich zu ihr herüber und streckte eine Hand nach ihr aus und berührte sanft ihre Schulter. Plötzlich kam wieder Leben in ihren Körper und sie zuckte vor ihm zurück. Mit einer ungelassenen Bewegung schob sie die Woldecke weg und rollte sich auf die Seite. So von David abgewandt lag sie wieder still auf der blanken Erde.

David zog seine Knie an den Körper, umschlang sie mit den Armen und legte seinen Kopf ab. Unkontrolliert fing er an zu schluchzen. Seine Anspannung, seine Angst und seine Verzweiflung bahnten sich ihren Weg und schüttelten seinen Körper ein ums andere Mal. Er wusste, dass es seine Schuld war. Er hätte sie nicht alleine lassen dürfen. Himmel, er hätte in erster Linie nicht so egoistisch sein dürfen, dem Mann zu folgen, einfach weil er seinen Willen hatte durchsetzen wollen. Und nun war es zu spät, er konnte nichts mehr daran ändern. Nein, er hatte es

sogar schlimmer gemacht. Sarah hatte dabei zugesehen, wie er ohne zu Zögern einen Menschen umgebracht hatte. Er selbst hätte das nie von sich erwartet, er hatte sich immer für einen friedliebenden Menschen gehalten. Dass er zu so etwas fähig war. Sarah musste sich völlig verlassen fühlen. Ihr Leben hätte einen anderen Lauf nehmen sollen. Wenn sie ihn niemals kennengelernt hätte, wäre sie besser dran gewesen. Aber was nützte es, sich jetzt Gedanken darüber zu machen. Nun war Sarah auf seine Hilfe angewiesen. David musste alles wieder gut machen, musste seine Schuld begleichen.

Er stand auf und ging um ihr Lager herum. Er überprüfte den Rucksack und nahm zwei Sonnenbrillen und zwei Schals heraus. Vorsichtig näherte er sich Sarah von vorn, sodass sie ihn gut sehen konnte, auch wenn sie ihn nicht direkt ansah. Er redete leise und behutsam auf sie ein, während er langsam näher kam und ihr die Sonnenbrille entgegenhielt. Keine Reaktion. Nur einzelne stumme Tränen liefen über ihre Nase und tropften auf den Acker. David starrte eine Weile auf die Stelle, an der eine der Tränen in der dunklen Erde versunken war. Dann riss er sich wieder zusammen und versuchte Sarah die Sonnenbrille aufzusetzen. Sie ließ es geschehen.

„Wir müssen weiter Sarah, hörst du? Wir können nicht hier bleiben. Wir finden ein schönes Plätzchen wo wir uns ausruhen können, ja? Wie klingt das? Nimm noch den Schal, sonst-“ Ein dumpfer Knall aus einiger Entfernung durchschnitt seinen Satz. Es kam aus der Richtung, aus der sie Nachts geflohen waren. David meinte, den Schall eines

Schrotgewehres wiederzuerkennen, aber vielleicht bildete er sich das auch nur ein. Dann war es wieder völlig still.

Sarah lief ausschließlich auf der Hacke und humpelte langsam vorwärts. Aber es schien zu funktionieren. Jedes Mal, wenn David sie stützen wollte, zuckte sie weg und wand sich von ihm ab. Er war ihr fremd geworden und das zeigte sie David mit jeder ihrer ungelassenen Bewegungen. Obwohl niemand etwas sagte, spürte er die Anspannung zwischen ihnen, wie die Ruhe zwischen Blitz und Donner. Nur, dass der Donner sich wohl nicht so bald entladen würde. Oder nie.

Seine Beine waren noch immer müde, er hatte Muskelkater, aber er kämpfte sich vorwärts. Sie liefen in die Richtung, aus der sie am Tag zuvor gekommen waren und passierten bald die Abzweigung, an der sie Anders entdeckt hatten. Kurz darauf gingen sie an dem Gebüsch vorbei, hinter dem Magda hätte angebunden sein müssen. Aber Magda war nicht auf magische Weise wieder aufgetaucht. Kein apartes Hufescharren oder umherzuckende, trübe Augen. Sarah betrachtete kurz die Stelle, dann lief sie weiter. Er hatte ihr noch gar nicht davon erzählt, was passiert war. Bis eben wusste sie noch nicht einmal, dass das Tier verschwunden war. David hätte sich Ohrfeigen können. Er musste Magda wiederfinden. Alleine für Sarah. Er wusste ja, wie sehr sie an diesem Tier hing, auch wenn sie es nicht direkt gesagt hatte. Seit sie in ihrer Jugend auf der Ranche ausgeholfen hatte, wünschte sie sich eigentlich ihren eigenen Hof. Letztendlich hatte

dann doch ihr Realitätssinn gesiegt und so schoss sie ihren Mädchentraum in den Wind. Aber aus vereinzelt Bemerkungen las er, dass sie im Inneren immer noch an diesem Lebenstraum festhielt. Nur zu gerne hätte David ihr diesen Wunsch erfüllt. Wenn es nur irgendwie möglich gewesen wäre. Sein Feinkostladen warf niemals so viel Geld ab, um damit einen Hof zu finanzieren oder fernab der Gesellschaft leben zu können. Er würde ihr Magda zurückbringen, vielleicht wäre das der erste Schritt zur Besserung.

Gegen Mittag erreichten sie ein Haus. Es schien leer zu stehen, denn die Haustür stand offen und nichts regte sich. Es erinnerte David ein wenig an die Villa, obwohl dieses Haus viel kleiner war. Dafür war es ebenso von Bäumen und dann von Feldern umgeben. In ein paar hundert Metern Entfernung erkannte David ein kleines Waldstück. Da sie nun schon seit zwei Tagen nichts gegessen hatten, sah David keine andere Möglichkeit, als das Haus zu durchsuchen. Bisher hatte er sich aus zwei Gründen dagegen gestäubt fremde Häuser zu betreten. Zum einen ging von ihnen eine unberechenbare Gefahr aus. Hinter jeder Ecke konnte jemand lauern, der besser bewaffnet war als man selbst. Mit Glück kam man mit dem Leben davon. Zum anderen sah David die Dinge in den verlassenen Häusern immer noch als Besitz anderer Personen an. Ihm kam es vor wie Diebstahl, ihr Essen und ihr Werkzeug zu nehmen. Auf der anderen Seite merkte er aber, wie sein Hunger ihn von innen heraus zerfraß. Sein Mund war trocken und wenn er nur an Tomaten oder Brot

dachte, krampfte sein Magen sich zusammen, als würde er von einer riesigen Hand zerdrückt werden.

Er ging den gepflasterten Weg bis zur hölzernen Eingangstür und fragte sich gleichzeitig, ob er überhaupt in irgendeiner Weise besser war, als die Soldaten oder die Bande, die sein Auto gestohlen hatte. Ihn quälte der Hunger, ja, aber gab ihm dieser Umstand das Recht, anderen Leuten ihren Besitz zu stehlen? Bewegte er sich nicht gerade auf einer Ebene mit Mördern und Dieben?

Das Haus hatte eine alte, weiße Holzfassade und hatte seine besten Tage schon lange hinter sich. Sarah folgte ihm, ohne ihn anzusehen oder etwas zu sagen. Sie war schon die ganze Zeit still und David ließ ihr die Zeit, die sie brauchte. Nur zwischendurch redete er mit ihr, sagte, was er dachte und ließ dann wieder die Stille über sie fallen. Er brauchte die Worte. Er mochte es nicht, wenn sie schwiegen, aber Sarah war noch nicht so weit, ihm eine Antwort zu schenken. Und da es seine Schuld war, musste er damit leben.

Vorsichtig trat er auf die offene Haustür zu. Die Wände des Flures waren mit grüner Farbe bestrichen, die langsam abblätterte. Schon vor dem Sonnensturm musste es hier unheimlich und dreckig ausgesehen haben. An einer Garderobe hing ein Mantel, darunter drei Schuhe. Auf dem Fußabtreter stand: „Home, Sweet Home“.

David betrat den Raum und hörte genau hin. Langsam zog er seinen Revolver aus dem Hosenbund und richtete ihn schräg vor sich auf den Boden. Sein Herz raste, obwohl das Haus allem Anschein nach verlassen war. Aber

dem Anschein durfte man nicht mehr vertrauen. Vorsichtig schob er sich weiter, während Sarah an den Türrahmen gelehnt stehen blieb. Unter seinen Schuhen knarzte eine Diele. Er erreichte die erste Tür zu seiner linken und stieß sie auf. In dem Zimmer befand sich nichts außer einem Schreibtisch, einem Haufen Papier und einem riesigen Bücherregal. Er ließ das ehemalige Arbeitszimmer hinter sich und näherte sich der nächsten Tür, die offen stand. Mit einem großen Schritt betrat er das Wohnzimmer, aber auch hier befand sich niemand. Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich eine heruntergekommene Küche und ein kleines Bad. Beide waren ebenfalls menschenleer. Am Ende des Flures führte eine Treppe in das Obergeschoss. Dort musste sich das Schlafzimmer und der Dachboden befinden. Vorsichtig stieg er Schritt für Schritt die Treppe hoch. Obwohl er so vorsichtig lief, wie es ihm möglich war, knarrten einzelne Stufen unter seinem Gewicht. Falls sich jemand in diesem Haus aufhielt, war ein Überraschungsangriff spätestens jetzt unmöglich geworden. Die Treppe endete nach einer Biegung direkt an einer Tür, die wohl zu einem großräumigen Schlafzimmer unter dem Dach führen musste. Er zählte innerlich bis drei und stieß dann mit Kraft die Tür auf. Was er sah ließ seinen Atem stocken. Vor ihm lag ein großer Raum mit Dachschrägen, die im Giebel mündeten. Die Balken lagen frei und an der gegenüberliegenden Wand stand ein großer Kleiderschrank. An einer Schräge stand unter einem großen Fenster ein ungemachtes Bett mit zwei

Nachttischen. Der Giebelbalken verlief ungefähr drei Meter über dem Boden. In der Mitte war an einem Metallhaken ein braunes Seil befestigt, welches straff nach unten gezogen wurde. Der Mann, dessen Hals von der Schlinge am Ende des Seils eingeschnitten wurde, war alt. Seine grauen Haare klebten ungeordnet an seiner Kopfhaut, seine Brille lag neben dem umgekippten Hocker auf dem Boden. Die Hose war befleckt mit Kot und Urin, getrocknet von der Sonne, die durch das große Fenster auf den Leichnam fiel.

David wich zurück. Der Mann konnte noch nicht so lange tot sein, denn er sah noch beinahe lebendig aus. Neben dem Geruch nach Fäkalien roch David noch keine Verwesung. Er wand sich ab. Von innen steckte ein Schlüssel in der Tür. Er zog ihn ab und steckte ihn von außen in das Schloss. Behutsam schloss er die Tür, drehte den Schlüssel um, steckte ihn sich in die Tasche und stieg die Treppe wieder herunter. Niemand sollte diesen Mann sehen. Er würde den Schlüssel später wegwerfen.

„Hier ist niemand. Wir können erstmal hier bleiben“, sagte er, als er wieder vor Sarah stand, die noch immer wie versteinert am Türrahmen lehnte. Sie antwortete nicht, humpelte nur an ihm vorbei in das Wohnzimmer und setzte sich dort auf das Sofa. Er gab ihr etwas Wasser, wovon sie sogar einige Schlucke trank. Dann trank er selbst etwas, was den Kampf in seinem Bauch ein wenig beruhigte.

David konnte nicht weiter still herumsitzen. Obwohl seine Beine weh taten, musste er etwas tun. Er nahm sich

vor, später Holz zu suchen und den offenen Kamin zu nutzen. Dann fing er an, das ganze Haus zu durchforsten. Obwohl er wenig Hoffnung hatte, etwas Essbares zu finden, guckte er in jeden Winkel und in jeden Schrank. Dabei hatte er immer das Bild des Mannes auf dem Dachboden im Hinterkopf. Er hätte sich sicher nicht umgebracht, wenn noch einen Haufen Konserven hier herumstehen würde. Nach einer Stunde gab David die Suche auf. Nichts. Nicht einmal eine halbe Packung Reis. Das einzige was er gefunden hatte, war ein Jagdmesser und einen Kompass.

Da die Sonne nicht mehr so hoch stand, entschied David, in den Wald zu gehen, den er von der Straße aus gesehen hatte. Dort würde er sicher Holz für den Kamin finden. Dann konnten sie wenigstens im Warmen hungern. Beinahe hätte David über seinen Galgenhumor schmunzeln können. Aber ihre Situation war nun kein Witz mehr, es ging um ihr blankes Leben.

Der Wald war größer, als er erwartet hatte. Sarah wieder alleine zu lassen, war ihm sehr schwer gefallen, aber er hatte ihr versprochen, immer in Sichtweite des Hauses zu bleiben. Außerdem hatte er ihr versichert, dass er bald wieder zurück sein würde, aber Sarah hatte nur da gesessen und aus dem Fenster gesehen. Er hatte die Haustür von innen verschlossen und hatte das Haus durch die Hintertür in der Küche verlassen. Von seinem jetzigen Standpunkt aus konnte er sowohl den Weg zum Haus, als auch die Hintertür einsehen. Alle paar Minuten blieb er stehen und

guckte, ob sich etwas regte. Bis jetzt schien alles ruhig zu bleiben.

In seinem Gürtel trug er den Revolver und das Jagdmesser bei sich. Er hatte überlegt, ob er Sarah den Revolver zurücklassen sollte, hatte dann aber nicht genug Vertrauen in ihre mentale Stabilität gehabt. Nun stand er im Wald und sammelte Holz. Neben einigen kleinen Ästen klemmte er sich auch größere Bruchstücke unter den Arm. Glücklicherweise war das ganze Holz knochentrocken, es würde kein Problem werden, das Feuer in Gang zu bekommen. Gerade als er einen armdicken Ast zerbrechen wollte, indem er in mit einer Hand festhielt und dann mit dem Fuß darauf trat, sah er im Augenwinkel eine schnelle Bewegung, nur einige Meter von ihm entfernt. Vor Schreck ließ er das gesammelte Holz fallen und sah gerade noch, wie ein ausgewachsenes Reh hinter einem dicken Baum hervorsprang und von dem Geräusch der fallenden Äste davon lief. Es lief im Zickzack und blieb einen Moment später stehen, hob den Kopf und schien zu lauschen. Etwas war merkwürdig an diesem Tier, aber David erkannte relativ schnell, was es war. Das Tier war ebenso blind wie Magda oder sein linkes Auge. Die hektischen Kopfbewegungen, die sich abzeichnenden Rippen und die trippelnden Schritte ließen keine Zweifel zu. Das Tier hatte höllische Angst, das konnte David sehen. Es war ihm ein Rätsel, wie das Reh überhaupt so lange überlebt hatte. Und er fragte sich, wie viele Tage es wohl noch überstehen würde, bevor es verhungerte oder verdurstete. Ein Gedanke keimte in ihm auf, gesät von

seinem Verstand, gegossen von seinem Hunger. Dieses Tier würde es nicht mehr lange machen. Es würde irgendwann elendig verrecken und sein Körper würde verwesen, wie die der anderen Tiere. Es war das sinnvollste. Das einzig logische. So funktionierte die Natur und so hatte sie schon immer funktioniert.

Er zog seinen Revolver aus dem Hosenbund und begann zu zielen. Opa Jürgen hatte ihm gesagt, dass man das Herz treffen sollte, nicht den Kopf. Das Reh guckte immer noch unruhig in der Gegend umher, als wüsste es von der Gefahr, die zwanzig Meter entfernt lauerte. David legte den Finger auf den Abzug. Sachte zog er ihn heran. Der Hahn spannte sich. David machte sich bereit für den Knall. Er zögerte. Was, wenn jemand den Knall hören und ihn hier überraschen würde? Er konnte das Reh nicht so schnell von hier wegschaffen. Außerdem würden sie dann in dem Haus festsitzen. Und die Patronen waren zu wertvoll. Es musste anders gehen. Mit einem Mal wurde ihm die Präsenz des Jagdmessers in seinem Hosenbund schmerzlich bewusst. Nein, er konnte das Tier nicht mit eigenen Händen töten. Mit einem Revolver bewahrte man eine gewisse Distanz. Das Töten fiel nicht so schwer. Aber mit dem Messer ... Auf der anderen Seite schmerzte sein Magen mit jeder Minute stärker und sein Widerstand wich dem einzig wichtigen Ziel, Nahrung für sich und Sarah zu beschaffen. Es hätte nie gedacht, dass er einmal fühlen würde wie ein Urmensch. Aber an diesem Tag blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Skrupel über Bord zu werfen und sich seinen primitiven Instinkten zu ergeben.

David steckte den Revolver wieder ein und holte das Messer heraus. Der Griff war aus dunklem Holz gefertigt mit Einkerbungen für die Finger. Die Klinge steckte in einer braunen Lederscheide und als David sie öffnete und das Messer herauszog, sah er die blanke, blitzende Metallklinge. Das Ende sah extrem spitz aus und David traute sich kaum sie anzufassen, da er Angst hatte, sie würde die trockene Haut seiner Finger aufplatzen lassen.

Er steckte das Lederetui in seine Hosentasche und ging langsam auf das Reh zu. Es stand noch immer an der gleichen Stelle, guckte blind umher. Die Ohren drehten sich in alle Richtungen, konnten die Geräusche des Windes aber nicht von denen unterscheiden, die David mit jedem Schritt über die Laubdecke von sich gab. Schritt für Schritt näherte sich David dem Tier. Er war nur noch drei Armlängen entfernt, als unter seinem Schuh ein Ast knackte und das Reh aufschreckte und wie vom Teufel besessen losrannte. David stürmte hinterher, aber der Abstand zwischen ihnen wurde langsam größer. Zweimal schrammte das Reh knapp an einem Baum vorbei, bevor es plötzlich über einen großen Ast stolperte und der Länge nach hinfiel. David nutzte seine Chance und lief schneller, sprang selbst über den Ast und stürzte sich auf das am Boden liegende Tier. Das Adrenalin breitete sich in seinem ganzen Körper aus. Der Angstschrei des Rehs, während es sich unter der Last von Davids Körper zu befreien versuchte, traf direkt in Davids Herz, was seine anstehende Aufgabe kein Stück leichter machte. Gegen die Bewegungen des Rehs ankämpfend fasste er das Tier am

Kopf und drehte ihn nach oben, sodass der Hals frei lag. Er meinte den trommelnden Herzschlag seiner Beute spüren zu können, aber vielleicht war es auch nur sein eigener. Das Messer drohte ihm aus der Hand zu rutschen, so schwitzig war seine Handfläche. Er verlagerte abermals sein Gewicht und richtete das Messer aus. Er wusste nicht genau, was er tun sollte. Ihm schien es die beste Möglichkeit zu sein, dem Tier die Luftröhre und die Halsschlagader zu durchtrennen. Er hoffte, dass es schnell gehen würde. Er legte die scharfe Seite der Klinge an der unteren Seite des felligen Halses an.

„Es tut mir leid!“ Ein flaes Gefühl breitete sich in seinem Bauch aus, als er die Klinge mit einer fließenden Bewegung durch das Fleisch zog. Ein Röcheln und der luftlose Schrei eines Rehes im Todeskampf. Er hatte nicht tief genug geschnitten. Aus der Wunde drang zwar Blut, aber nicht genug. Er setzte ein zweites Mal an, das Tier zappelte unter seinem Körper. Die Klinge glitt ein weiteres Mal über den Hals, dieses Mal mit mehr Druck. David merkte, wie die Klinge Sehnen, Muskeln und Adern zertrennte, bis sie schließlich an der Vorderseite der Wirbelsäule entlang glitt und dort sicherlich eine kleine Kerbe hinterließ. Dann zog er das Messer wieder heraus. Langsam wurde das Röcheln schwächer, das Zucken wurde seltener und das Leben wich aus dem Körper. Blut, welches in Schwällen aus dem Schnitt quoll, tränkte den Boden und den Stoff seiner Hose. Er sank neben dem Körper auf den Boden. Alle Energie war aus seinem Körper gewichen. Er hatte das Richtige getan, auch wenn

es sich nicht so anfühlte. In diesem Moment brach er zusammen. Er konnte es nicht mehr aufhalten. Die letzten Stunden hatte er stark sein müssen. Für Sarah. Aber hier alleine im Wald konnte er seine Tränen nicht mehr zurückhalten. Er wollte stark sein, musste es sogar. Aber er konnte nicht mehr. In den letzten Tagen und Stunden war er zu einem anderen Menschen geworden, einem Menschen, der anderen Lebewesen das Leben nehmen konnte, wenn es sein musste. Und es musste sein. Er hatte keine andere Wahl gehabt. Trotzdem stellte er sich die Frage, ob es das Richtige gewesen war. Dies war einer der seltenen Momente, in denen er sich nach seiner Mutter sehnte. Er hätte nur zu gerne mit jemandem geredet, der ihn verstand. Der ihn liebte, egal was passierte. Wäre er gläubig gewesen, hätte er mit Gott geredet. Aber so blieb ihm nur die Vorstellung, dass seine Mutter noch immer in irgendeiner Weise bei ihm war.

Er spürte, wie ihm seine Tränen über die Wangen liefen, hörte sich selbst schluchzen, wie ein kleines Kind. Irgendwann versiegtten seine Tränen und er sah umher. Es war dunkler geworden. Er musste zurück zu Sarah.

Zurück am Haus wollte er das Reh an einem Baum aufhängen, damit es ausbluten konnte. Leicht war es nicht gewesen, das Tier über den Waldboden zu ziehen. Einige Male hatten die Muskeln noch gezuckt, was David für einfache Muskelreflexe hielt. Opa Jürgen hatte ihm viel zu diesem Thema erzählt, aber das meiste hatte David vergessen. Auch über das Ausweiden hatte er mal mehr

gewusst. Er folgte einfach seiner Intuition und band zunächst die Hinterläufe zusammen. Dann befestigte er daran ein weiteres Seil und warf das andere Ende über einen stabil wirkenden Ast, um es daran hochzuziehen. Es wurde immer schwerer, aber letztlich hing der Kopf einen halben Meter über dem Boden. Das Seil befestigte er an einem kleinen Baum, der ein wenig abseits stand. Während das restliche Blut aus der Halswunde tropfte, ging David erneut in den Wald um das Holz zu holen, welches er zuvor fallen gelassen hatte. Er brachte es ins Wohnzimmer, legte es neben dem Kamin und begann, das Feuer vorzubereiten. Sarah saß noch immer in der Mitte des kleinen Sofas.

„Ich habe ein Reh für uns gefangen“, sagte David, während er kleine Äste auf die Anzündler legte. „Heute Abend werden wir gut essen.“ Er lächelte und sah Sarah an. Sie sah ihm in die Augen. Irgendwelche Muskeln in ihrem Gesicht zuckten, aber David hätte nicht sagen können, was sie gerade dachte. Aber wenigstens sah sie ihn wieder an. Ein warmes, wohliges Gefühl der Vertrautheit breitete sich in ihm aus. Er entschloss sich, ihr noch mehr Zeit zu geben und nichts zu überstürzen.

Als er wieder draußen bei dem Reh war, konnte er dessen Silhouette nur noch mit Mühe von der dunklen Umgebung unterscheiden. Er band das Tier los und zog es hinter sich her, durch den Hintereingang in die Küche. Er hatte sowieso nicht vor, lange in diesem Haus zu bleiben, dann konnte er das Reh auch hier ausnehmen. Während er es

auf den Rücken drehte, versuchte er krampfhaft, sich daran zu erinnern, was Jürgen ihm über das Ausnehmen erzählt hatte. Aber die vergangenen Jahre und besonders die Ereignisse der letzten Wochen, hatten scheinbar vieles aus seinem Gedächtnis gelöscht. Die Gallenblase durfte man nicht verletzen, das wusste er noch. Aber wo genau befand die sich? Er schob seine Ärmel hoch und machte sich einfach ans Werk. Vorsichtig durchschnitt er die Bauchdecke, trennte Innereien aus dem Bindegewebe, versuchte den Darm unverletzt zu lassen und löste schließlich Teile des Fells von den Rippen. Viel Fleisch war nicht mehr übrig. Aber für die beiden würde es reichen. An den Beinen und an der Hüfte konnte David einige große Stücke Fleisch heraustrennen, die er dann in einen Topf legte, den er in einem der Schränke gefunden hatte. Als der Topf voll war, nahm er einen weiteren aus dem Schrank und schnitt weitere, kleine Stücke Fleisch von den Knochen, bis das Tier einem Skelett ähnelte. Die Reste brachte er in eine Ecke des Grundstücks und legte ein wenig Laub und Äste darüber. Es schien eh nur noch wenige wilde Tiere zu geben. Einen Bären anlocken würden sie damit sicher nicht.

David hatte die gesamte letzte Woche überlegt, die Flasche Olivenöl einfach liegen zu lassen. Und doch hatte er es nicht getan und trug die Extralast von Ort zu Ort. Als aber das Fleisch im Topf brutzelte und sich der wunderbare Duft vom Kamin her verbreitete, war David froh, dass er es nicht weggeschmissen hatte. Das Wasser

lief ihm im Mund zusammen, jedes Mal, wenn er mit dem Messer in den Topf stach und das Fleisch wendete. Die vier großen Stücken schwammen im Fett und nach einer Weile wurden sie außen braun und bekam eine festere Konsistenz. Vielleicht bildete David es sich ein, aber ihm kam es vor, als würde Sarah schon ein wenig entspannter auf der Couch sitzen. Sie hatte sich zwar noch nicht bewegt, aber ihre Gesichtszüge waren viel entspannter als noch vor einigen Stunden. Das erste Mal seitdem sie aus ihrem Haus vertrieben wurden, fühlte David wieder echte Hoffnung in sich aufsteigen. Es mochte daran liegen, dass sich seine Definition von Glück grundlegend verändert hatte, aber das war ihm jetzt egal. Er fühlte sich wie in Watte gepackt.

Mit zwei gefalteten Topflappen holte er den dampfenden Topf aus dem mittlerweile heruntergebrannten Kaminfeuer und stellte ihn auf den kleinen Couchtisch vor das Sofa. Schnell legte er noch zwei dicke Äste auf die Glut, holte zwei Gabeln aus der Küche und setzte sich dann Sarah gegenüber auf einen Stuhl. Mit seinem Messer zerteilte er das Fleisch in kleinere Stücken. Auf einer Gabel hielt er Sarah das erste Stück hin, aber sie wand ihren Kopf ab. Es war nur eine kleine Geste, aber sie versetzte David einen tiefen Stich. Als ob das Kartenhaus schon bei der ersten Etage einstürzte. Er konnte fast verstehen, dass sie nichts essen wollte, konnte das aber nicht zulassen.

„Du musst etwas essen, du bist am Verhungern.“

Keine Regung.

„Bitte, Sarah. Tu mir das nicht an.“

Sie sah ihn an. Ihre Augen hatten sich verändert, waren dunkler geworden. Tiefer und älter.

„Wieso nicht?“ Ihre Stimme klang kratzig, als wäre sie gerade aus einem fürchterlichen Albtraum aufgewacht. Es war das erste Mal, dass sie etwas sagte, seit sie in der Villa gewesen waren. Und obwohl es nicht mehr als ein Flüstern war, dröhnten ihre Worte in Davids Kopf nach, als hätte jemand alle Anschuldigungen der Welt auf einmal in sein Ohr geschrien.

„Ich-“

Er ließ langsam die Gabel sinken.

„Sarah, es tut mir leid. Ich hätte nicht-“

Seine Stimme brach und mit ihr die Hoffnung, die er noch kurz zuvor verspürt hatte. Er kämpfte gegen seine Tränen an. Der Kloß in seinem Hals machte das Weitersprechen umso schwieriger: „Ich habe nur versucht-“

Es war ihm nicht möglich, weiterzusprechen. Deshalb gab er es auf. Sein Mund war pappig und das Fleisch vor ihm roch nun irgendwie bitter. Er stand auf und verließ das Zimmer.

Er wusste nicht, wie lange er an der Hauswand gelehnt und die Sterne beobachtet hatte. Aber als er wieder hineinging, schmerzte sein Nacken und ihn überkam eine bleierne Müdigkeit. Das Feuer glomm nur noch leicht und Sarah war auf dem Sofa eingeschlafen. Ihr Arm hing herunter und die Woldecke bedeckte nur die Hälfte ihres viel zu dünnen Körpers. Vorsichtig, ohne sie aufzuwecken,

zog David die Decke weiter nach oben, legte seinen Revolver auf die Armlehne und setzte sich selbst an das freie Fußende. Kurz bevor seine Augen zufielen, sah er noch, dass der Topf noch an derselben Stelle stand. Von dem Stück an Sarahs Gabel fehlte fast die Hälfte. Wenigstens ein Anfang, dachte er und schief im Sitzen ein.

Es war noch dunkel, als er von den Geräuschen seines Magens geweckt wurde. Obwohl er bereits einige Stunden zuvor unsagbaren Hunger gehabt hatte, war die Müdigkeit übermächtig gewesen. Jetzt aber war sein Körper ausgeruht genug, um ein wenig Nahrung aufzunehmen.

David blinzelte und streckte sich kurz, dann tastete er in der Dunkelheit umher, bis er den Topf auf dem Couchtisch fand. Obwohl es stockdunkel gewesen war und es keinen Unterschied gemacht hätte, hielt er seine Augen weit geöffnet. Mit einer Hand langte er in den Topf und als er das kalte, fettige Fleisch zwischen seinen Fingern spürte, füllte sich sein Mund schlagartig mit trockenem Speichel. Er zog es heraus und hörte, wie das Fett leise auf die Möbel und den Fußboden tropfte. Dann, ohne noch länger zu warten, biss er hinein. David hatte schon fast den Geschmack von Wild vergessen und nun strömten lauter Erinnerungen auf ihn ein, während er die etwas zähen Fasern durchbiss. Er erinnerte sich an ein Essen mit seinem Vater und der Familie von seiner Mutter. Opa Jürgen war natürlich auch dabei gewesen. Er hatte auf der Jagd einen Hirsch erlegt und nun aßen sie das Festmahl

mit Kohl, Kartoffeln und Soße. Bis sie nichts mehr essen konnten. Später spielten sie alle zusammen Gesellschaftsspiele und die Erwachsenen tranken Bier. Es wurde viel gelacht und alle schienen sich bestens zu verstehen. War es Ostern gewesen? Oder ein Geburtstag? David wusste es nicht mehr, aber es war sicherlich auch schon mehr als fünfzehn Jahre her. Nahezu ein halbes Leben.

Er nahm einen weiteren Bissen. Spielte seine Erinnerung ihm Streiche oder war sein Vater an diesem Abend wirklich Teil der Familie gewesen? Hatte es dieses Fest überhaupt wirklich gegeben oder war es nur ein Traum gewesen? Beinahe jede andere Erinnerung an seinen Vater bestand aus einem vollkommen gegensätzlichen Bild. Der Mann, der sich nicht mehr um seinen Sohn gekümmert hatte, nachdem er seine Frau verloren hatte. Der Mann, der bei Familienfeiern immer fehlte. Der Mann, der zu schwach war, die Vergangenheit hinter sich zu lassen. Als David alt genug war, zog er von Zuhause aus. Sein Vater war irgendwo, aber nicht bei ihm. Danach hatte er ihn nur noch zweimal gesehen. Einmal, als der Bruder seines Vaters beerdigt wurde und einmal in einer Einkaufspassage in Hamburg. Völliger Zufall hatte dazu geführt, dass David mit Sarah an den Schaufenstern entlang schlenderte und eine Etage tiefer seinen Vater laufen sah. Er war unrasiert und wirkte müde. Seine Kleider hatten Stellen, an denen der Stoff schon einige Male geflickt worden war und David meinte die Jacke zu erkennen, die bei seinem Auszug schon an der Garderobe gehangen hatte. Er

wendete sich ab und bevor Sarah seinen Vater bemerken konnte, zog er sie zum nächsten Schaufenster und erzählte ihr nie etwas von dieser Begegnung. Er hatte keine Ahnung, ob sein Vater noch lebte, aber letztlich gab es wichtigere Dinge, über die er sich den Kopf zerbrechen konnte.

Er schob sich das letzte Stück Fleisch in den Mund und lehnte sich wieder zurück. Seine Hände wischte er an seiner Hose ab, während er still in seinen Bauch hineinfühlte. Er schmerzte ein wenig, aber das war nur ein Zeichen dafür, dass er gut gefüllt war. Langsam schloss er seine Augen. Er dachte an die Zeit, in der Sarah und er frisch verliebt gewesen waren. Das erste Date und den ersten Kuss. Die ersten Monate miteinander. Er vermisste die rosarote Brille, durch die er damals die Welt gesehen hatte. Und er vermisste die blass-rote Brille, die ihn vor der grausamen Realität des Lebens geschützt hatte. Bis zu diesem einen Tag, an dem alles anders wurde. An dem die Welt, wie jeder sie kannte, starb.

KAPITEL 28

ELIJAH

Sie mussten etwas essen. Daran führte langsam kein Weg mehr vorbei. Leo saß vornübergebeugt auf dem Pferd. Von der Lebensfreude des Vortags war kein Fünkchen mehr zu erahnen. Wenn sein Magen sich genauso anfühlte wie der von Elijah, dann konnte er ihm seine miese Laune kaum verdenken. Nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal ging ihm der Gedanke durch den Kopf, das Pferd zu essen. Wenn sie bis morgen nichts finden würden, musste das Pferd halt dran glauben. Es ernährte sich von vertrocknetem Gras und trank verkeimtes Wasser, wann immer sie irgendwo eine Pause machten. Dabei wich es nie von ihrer Seite. Eine treue Seele. Elijah tat es im Herzen weh, wenn er daran dachte, das Pferd erschießen zu müssen.

Sie kamen langsam voran. Immer häufiger dachte Elijah, er hätte Menschen gehört, woraufhin er Pferd samt Kind von der Straße zerzte, nur um im Gebüsch auszuharren bis er sich sicher war, dass doch niemand da war. Seine Sinne spielten ihm langsam Streiche. Einige Male überfielen ihn plötzliche Schwindelanfälle. Leo sah ihn nur teilnahmslos an und schlief bald auf dem Pferderücken ein.

Sie brauchten Nahrung. Oder einen Topf und Streichhölzer um Wasser abzukochen. Der leere Rucksack brachte ihnen gar nichts. Und selbst eine Dosensuppe

würde sie nur über ein oder zwei Tage retten. Sie brauchten etwas, um dauerhaft überleben zu können. Ausrüstung, Grundnahrungsmittel, Medikamente, Trinkwasser... Die wenigen Häuser, in denen er nach nützlichen Dingen gesucht hatte, waren entweder schon völlig leergeräumt gewesen. Nur zwei Häuser waren noch von Menschen bewohnt gewesen, die ihn mit Baseballschlägern oder Schusswaffen an der Tür erwarteten. Er bat sie um etwas zu Essen, irgendetwas, aber alles Betteln half nichts. Selbst, als er diesen Menschen den Jungen zeigte, wurden sie nicht schwach. Der Egoismus, den es schon immer auf der Welt gegeben hatte, zeigte nun sein ganzes hässliches und grausames Gesicht.

Es war kurz vor Mittag, als er im Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Leo schief noch immer auf dem Rücken des Pferdes. In seinen Gedanken war Elijah sehr weit weg gewesen, was es ihm schwer machte, sich wieder auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren. Langsam hob er den Kopf. Ein Mann kam ihnen entgegen. Er war verumumt wie sie. Unter der Kleidung konnte man die schlaksige Figur eines jungen Mannes erahnen. Er kam näher, aber Elijah war es in diesem Moment egal. Der Mann hatte sie bereits gesehen, sich zu verstecken wäre zwecklos. Was sollte er sich schon holen, sie hatten nichts außer einem leeren Rucksack, einem Pferd und einer Pistole hinten in seinem Hosenbund. Die Gestalt kam näher, Elijah versuchte, das Pferd an ihm vorbei zu lenken, aber er stellte sich ihnen in den Weg.

„Na, wen haben wir denn hier?“ Seine Stimme schnarrte. Elijah zwang sich den Kopf ganz zu heben und den Typen anzugucken.

„Wir haben nichts. Guck ruhig nach und verpiss dich.“

„Nichts würde ich das nicht nennen“, sagte der Typ und deutete mit einem Messer in seiner Hand auf das Pferd. Wieso hatte er das Messer nicht gesehen? Elijah hätte sich selbst am liebsten ein paar Ohrfeigen verpasst, um wieder einen klaren Verstand zu bekommen. Der Mann fuhr fort: „So ein Pferd ist zurzeit mehr wert als du denkst.“

Die Frau, die am Vortag um den Tod gebeten hatte, war wenigstens so anständig gewesen, ihn zu Siezen. Die Art und Weise wie der Kerl mit ihm sprach, brachte ihn zur Weißglut. So blieb er ihm eine Antwort schuldig.

„Wie wäre es mit einem Tausch?“, fragte der Mann und obwohl man sein Gesicht unter der Sonnenbrille und dem Schal nicht erkennen konnte, merkte Elijah, dass er es genoss, die Macht zu haben. Er fixierte den Typen und bemerkte erst jetzt seinen Trekkingrucksack, den er lässig über einer Schulter hielt.

„Was hast du?“ Elijahs Stimme fühlte sich kratzig und wund an, als hätte er zu lange bei offenem Fenster geschlafen.

„Nun ja“, lachte der Typ. „Ich könnte euch einfach so kalt machen, also solltest du froh sein über alles, was ich dir gebe.“

Mit zwei schnellen Schritten war der Fremde beim Pferd und zog Leo an seiner Jacke vom Rücken des Pferdes. Mit einem Keuchen wachte der Junge auf und auch Elijah war

nun endlich wieder bei vollem Bewusstsein. Adrenalin durchströmte seinen Körper, während der Typ Leo sein Messer an den Hals hielt. Elijah zweifelte nicht daran, das er tun würde, was er androhte.

„Also, ich denke, ich sitze am längeren Hebel. Wie sieht’s aus. Darf ich mir den Gaul mitnehmen?“

„Nur über meine Leiche!“

„Auch über seine?“

Er drückte die Klinge fester an den dünnen Hals des Jungen. Leo fing an zu weinen. Obwohl sein Verstand komplett wach war, bewegte sich sein Körper wie von selbst. In einer fließenden Bewegung, als hätte er es tausende Male geprobt, griff seine Hand in seinen Hosenbund, umklammerte die Waffe, richtete sie auf den Kopf des Verrückten und schoss. In dem Bruchteil einer Sekunde, in dem diese Informationen von seinem Gehirn verarbeitet wurden und ihm klar wurde, was für einen beschissenen Fehler er gemacht hatte, zerfetzte das Projektil bereits Leos Ohr, verfehlte so nur knapp seinen Schädel und bohrte sich tief in die Brust des Typen, der nicht mit einer Waffe gerechnet hatte. Erst eine Rippe brachte die Kugel zum Stillstand. Dann brach das Chaos aus. Leo begann zu schreien, das Pferd wieherte und stellte sich auf die Hinterläufe. Beim Herunterkommen verfehlten die Hufe Leos Bein nur um wenige Zentimeter. Der Typ ließ sein Messer fallen und fuhr mit der Hand über die Einschussstelle. Der Rucksack rutschte von seiner Schulter und landete neben Leo auf dem Boden. Langsam sackte er in sich zusammen und Elijah ließ die Waffe

sinken. Allmählich erlangte sein Gehirn wieder die Kontrolle über seines Körpers und er stürzte vorwärts um den Jungen in die Arme zu nehmen. Aus der Wunde an der Seite seines Kopfes rann das Blut und Leo schrie wie am Spieß. Ungelenk riss er einen Fetzen Stoff aus seiner Kleidung und presste ihn so fest es ging auf die Wunde des Jungen, was ihn noch lauter schreien ließ. Mit einem Blick zur Seite registrierte er, wie sich der Mann die Textilien vom Gesicht riss um besser Luft zu bekommen. Ein brauner Vollbart verdeckte die Hälfte des jungen Gesichtes. Fünfundzwanzig Jahre vielleicht, auf jeden Fall nicht Älter als Elijah selbst. Der Mann röchelte, hustete Blut und sah ihn an, schien etwas sagen zu wollen, brachte aber keinen Ton über die Lippen. Mit einer Hand zog Elijah den Rucksack des Mannes zu sich heran und riss die obere Öffnung auf. Er schüttete den Inhalt auf der Straße aus und wurde fündig. Ein Erste-Hilfe-Set. Wenn das mal kein Zufall war.

„Das wird jetzt etwas wehtun, Kumpel“, murmelte er, als er die Kappe des Desinfektionsmittels abschnippste und die Flüssigkeit direkt auf die Wunde kippte. Leos Schreie erstarben und sein Körper wurde weich in seinen Armen, als er das Bewusstsein verlor. Wahrscheinlich war es besser so. Mit den Zähnen riss er eine Packung Kompressen auf und drückte sie auf den blutenden Ohrstummel.

Der Mann bewegte sich nur noch wenig, als Elijah den schlaffen Körper des Jungen auf das Pferd hob. Dann stopfte er die Sachen des Mannes mit hastigen Bewegungen in seinen eigenen Rucksack. Der Mann hatte

eine beachtliche Sammlung an Dosenfutter und Kochutensilien dabei, sowie eine Tüte Marihuana mit etwa vier Gramm und einem kleinen Ultraleichtschlafsack. Es sah fast so aus, als hätte er zuvor schon einen Hobbycamper auf die gleiche Art und Weise überfallen, wobei dieser nicht so glimpflich davongekommen war, wie die Blutspuren auf Tasche und Schlafsack vermuten ließen.

Sie gingen nicht lange, bis sie ein leeres Haus gefunden hatten. Zwischendurch gab Leo einzelne unverständliche Laute von sich, wachte aber nie ganz auf. Elijah hoffte, dass er sich an das alles nicht erinnern würde. Er konnte nur ahnen, was das mit der Psyche eines Kindes anstellen konnte. Das Haus eignete sich besser, als er es zu hoffen gewagt hatte. Die Fenster waren bereits mit Brettern vernagelt, das Türschloss funktionierte noch, das Pferd konnte in einer angebauten Garage stehen und es gab eine halbvolle Tonne mit Regenwasser. Sie würden ein paar Tage hier bleiben, bevor sie weiterzogen. Er hatte genug Essen für zwei bis drei Tage, solange sie sparsam damit umgingen. Er wollte es sich nicht eingestehen, aber es keimte ein wenig Hoffnung in ihm auf. Vielleicht würde es von nun an bergauf gehen.

KAPITEL 29

DAVID

Es schien Sarah besser zu gehen. Nachdem sie bis mittags geschlafen hatte, aß sie endlich etwas. David war schon mehrere Stunden unterwegs gewesen, hatte nun doch die Reste des Rehs vergraben und neues Feuerholz gesucht. Jetzt saß er bei Sarah und wartete, bis das neu entfachte Feuer das Wasser darauf zum Kochen brachte, damit er ihnen einen Brennessel-Tee zuzubereiten konnte. Hinter dem Haus, auf der Nordseite, hatte er nämlich einige Brennesseln gefunden, die noch nicht völlig verwelkt waren. Der Tee würde ihr guttun.

David hatte viel darüber nachgedacht, wie es jetzt weitergehen sollte. Sarah musste sich ausruhen und er wollte nicht den ganzen Tag herumsitzen. Deshalb hatte er sich entschlossen, an den Tagen die Gegend zu erkunden, um nach etwas zu Essen zu suchen. Vielleicht fand er sogar einen Ort, an dem sie bleiben konnten, auch wenn ihm dieser Wunsch noch sehr utopisch vorkam. Am Nachmittag wollte er das erste Mal losgehen, denn auf der anderen Seite des Waldes hatte er ein weiteres Haus gesehen, vielleicht würde es dort noch mehr Nahrung geben. Sie hatten noch genügend Fleisch für die nächsten paar Tage, aber David hatte keine Lust, zu hungern, sobald die Vorräte aufgebraucht waren. Die letzten Tage hatten sie gezeichnet. Sarahs Augen waren nicht mehr hell und

wach, sondern wirkten trüb und träge. Ihre Wangen waren eingefallen. Er selbst mied den Spiegel im Flur, aber er wusste, dass er mindestens genauso erschöpft aussah wie seine Freundin. Das war jedoch nicht der einzige Grund, weshalb er sein Spiegelbild nicht sehen wollte. Er schämte sich. Seine Taten waren ihm nur allzu bewusst und er versuchte immer wieder, sie vor sich selbst zu rechtfertigen. Er wusste zwar, dass er das einzig Richtige getan hatte, es fühlte sich aber nicht so an. Er war einer von den Guten. Das wollte er so gerne glauben.

Der Geruch der Welt hatte sich verändert. Zunächst war es David kaum aufgefallen, aber nun roch er fast ständig den süßlichen Duft der Fäulnis, der über das Land zog. Selten sah er Leichen, meist wählte David die Wege aus, die von den Gerüchen weg führten, aber das war immer schwerer möglich geworden. Viele tote Vögel lagen auf den Boden und in den Gräben lagen verwesende Hasen. Auf den Weiden sah man Kadaver von Kühen, Schweinen und Pferden, von denen sich einige im Todeskampf im Stacheldraht verfangen hatten. Sogar einen Hirsch, der mit seinem Geweih in einem Gestrüpp hängen geblieben war und dort elendig verendet war, hatte er aus einiger Entfernung gesehen. Auch der Klang der Wälder war nicht mehr so, wie er ihn in lebhafter Erinnerung gehabt hatte. Es sangen keine Vögel, es wuselten keine Käfer, keine Ameise trug Dreck durch die Gegend. Nur der Wind strich unablässig durch die kahlen Baumwipfel. Davids Schritte durchbrachen das Laub wie bei einem Herbstspaziergang.

Alles war unnatürlich still und farblos, als hätte jemand die Sättigung der Welt heruntergedreht. Die Natur starb und wenn sie nicht aufpassten, würden sie es ihr bald gleich tun.

Die Tage vergingen langsam, aber David war froh, etwas tun zu können. Immer wieder fand er einzelne Konservendosen, Sonnencreme und sogar ein Fahrrad, welches es ihm ermöglichte, noch weiter entfernte Häuser zu durchsuchen. Einmal fand er sogar sogar ein Jagdgewehr mit genügend Munition für einen Bürgerkrieg. Von da an ließ er den Revolver bei Sarah. Zuerst war ihm unwohl dabei gewesen, sie mit einer Waffe alleine zu wissen, aber Sarahs Zustand verbesserte sich von Tag zu Tag. Sie redete zwar noch immer kaum ein Wort und brachte David eine ungekannte Feindseligkeit entgegen, aber David hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, Selbstgespräche zu führen und von seinem Tag zu erzählen. Sie schien ihn einfach zu akzeptieren. Einige Male brach Sarah wie aus heiterem Himmel in Tränen aus und zu Davids Überraschung ließ sie bald seine tröstenden Berührungen zu. Er hielt sie fest und sagte nichts mehr. Bis es vorbei war. Dann schlief Sarah ein und David setzte sich auf den Teppich, um zu warten, bis sie ausgeschlafen hatte. Er kochte ihr Essen aus den wenigen Dingen, die er in den Häusern fand, gab ihr große Portionen und freute sich neidlos über ihren wachsenden Appetit. Langsam bekam sie mehr Farbe im Gesicht und auch David merkte, wie er seit langem wieder durchatmen konnte.

Er verabschiedete sich von Sarah, indem er ihr über den Kopf strich und flüsterte: „Ich liebe dich, mein Engel“.

Dann ging er zur Haustür und schloss sie hinter sich.

Es war später Nachmittag und es war das erste Mal seit langem wieder bedeckt, was es David ermöglichte, die Kopfverhüllung und die Handschuhe in den Rucksack zu stecken und die Kühle des beginnenden Abends auf der Haut zu spüren. Die Sonnenbrille setzte er nicht ab. Er hatte schon ein Auge verloren, sein zweites würde er auf keinen Fall riskieren. Einige Dinge müssen einem erst genommen werden, damit man sie zu schätzen lernt.

Mit dem Gewehr auf der einen und dem Rucksack auf der anderen Schulter machte er sich mit dem Fahrrad auf den Weg in Richtung Osten. Es möchte ein merkwürdiger Anblick sein, angesichts seiner Situation auf einem Fahrrad durch das weite Land zu fahren, aber es war effizient. Das Damenrad hatte schon vor der Umpolung seine besten Tage hinter sich gehabt, dennoch konnte David damit einige weiter entfernten Dörfer erreichen. Wachsam überblickte er den Weg, der vor ihm lag.

Er fuhr einen Kilometer, vorbei an der langen Auffahrt zu dem Haus, das er vor einigen Tagen durchsucht hatte, fuhr weiter als an den Tagen zuvor und genoss für einen winzigen Augenblick die kalte Luft. Den Gestank, der ihm immer wieder in die Nase stieg, versuchte er so gut wie möglich zu ignorieren. Es kam ihm immer noch komisch vor, mitten auf der Straße zu fahren, obwohl einige Meter neben ihm ein Fahrradweg lag. Irgendwie konnte man sich nie wirklich von seinen alten Verhaltensweisen lösen.

Plötzlich schrillten alle seine Alarmglocken. Er brauchte einen Moment um zu begreifen, warum er sein Fahrrad instinktiv in die Büsche lenkte, wo er unsanft auf das welke Gras fiel. Er hatte etwas gesehen. Oder jemanden? Die Straße war lang gewesen und er hatte sich von seinen Gedanken ablenken lassen. Aber einige hundert Meter weiter war etwas gewesen. Mehrere Autos und... ein Pferd?

David nahm sich genau zwei Atemzüge Zeit, um seine Gedanken zu ordnen und robbte dann wieder auf die Straße zu. Tatsächlich. Ziemlich weit entfernt sah er die Umrisse von mehreren Autos. Seine Sicht verschwamm immer stärker, je mehr er sich auf die bunten Flecken in der Ferne konzentrierte. Er riss sich das Gewehr von der Schulter, brachte es vor sich in Position und blickte durch das Zielfernrohr. Nach ein paar Einstellungen an der Optik hatte er endlich ein klares Bild.

Es schien, als seien vor einiger Zeit zwei Autos frontal gegeneinander gefahren. Überall lagen Scherben, Metallteile und eins der Autos war auf den ehemaligen Fahrradweg gerutscht. Doch das war nichts ungewöhnliches. Was Davids Aufmerksamkeit auf sich zog, war das Pferd, was treu neben den Autos stand, als würde es auf einen Bus warten. Magda. Das war sie. Ganz sicher. Und irgendwo hier mussten die Menschen sein, die das Pferd entführt hatten. Seine Handflächen wurden feucht. Langsam zog er am Hebel an der Seite der Waffe und mit einem Klacken wurde eine Patrone in die Waffe geladen. Er musste Blinzeln, kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. Hatten sie ihn gesehen? Wo waren sie?

Niemand würde in diesen Zeiten ein Pferd auf der Straße zurücklassen. Immer noch keine Bewegung im Zielfernrohr. Wo war er hier hineingeraten? Was für ein Spiel wurde mit ihm gespielt? Endlich sah er etwas. Aus dem Gebüsch der gegenüberliegenden Straßenseite kam eine männliche Gestalt. Halb verdeckt von den Autos ging er auf das Pferd zu. Der Mann trug eine viel zu dicke Jacke, einen Schal, sowie eine dunkle Sonnenbrille. Das Fadenkreuz verfolgte den Kopf des Mannes. Nach der Nacht in der Villa hatte Elijah sich geschworen, niemanden mehr zu töten, wenn es nicht absolut notwendig war. Aber die Wut, die plötzlich in ihm hochkochte, ließ ihn schon wieder seinen Finger auf den Abzug legen. Wie konnte dieser Typ ihm einfach so sein Pferd stehlen? Er blinzelte die Tränenflüssigkeit weg, die immer wieder sein Auge füllte. Ein kleiner Farbkleck im Visier ließ ihn innehalten. Der Mann war nicht alleine. Verdeckt durch die Autos hatte er ihn vorher nicht gesehen, aber an der Hand des Mannes lief ein kleines Kind. Keuchend nahm er den Finger vom Abzug, spürte, wie sich Schweiß einen Weg über seinen Rücken bahnte, während ihm sowohl heiß, als auch kalt zugleich wurde. Er hätte beinahe den Vater dieses Jungen aus dessen Leben gerissen. Nur weil sie sein Pferd für ihre eigenen Zwecke mitgenommen hatten. Er atmete einige Male tief durch, um seine Fassung wiederzufinden, bevor er durch das Fernrohr beobachtete, wie der Mann seinen Sohn auf den Rücken des Tieres hob. Dann zog er sich den Mundschutz vom Gesicht, um sich den Schweiß vom Gesicht zu

wischen. Obwohl er sein Gesicht nicht erkennen konnte, kam ihm etwas an dem Mann bekannt vor. Sehr bekannt. Der Gang und die Locken, die zwischen Cap und Schal hervorwippten, hätten ihn schon viel früher aufmerksam machen müssen. Er erinnerte ihn an jemanden. Jemanden, den er seit einer halben Ewigkeit nicht mehr gesehen hatte.

KAPITEL 30

DAVID

11 JAHRE ZUVOR

Heute würde er sie fragen. Er würde es nicht „Date“ nennen, einfach nur ein kleines Treffen. Es ergab keinen Sinn, weiter um den heißen Brei herumzureden, Andeutungen zu machen und sich über jedes ihrer Worte den Kopf zu zerbrechen. Viel zu lange hatten sie nun diesen lächerlichen Tanz aufgeführt, der daraus bestand, den jeweils anderen mit einer kleinen Bemerkung auf das eigene Interesse aufmerksam zu machen, dann auf die Reaktion zu warten und daraus zu schließen, ob das Interesse gegenseitiger Natur war. Die gemischten Reaktionen hatten David am Anfang verwirrt, aber dann wurde er sich immer sicherer, dass auch Emma ihn zumindest nett fand. Obwohl sie schon seit fast drei Jahren auf die gleiche Schule gingen, lernten sie sich erst in der Arbeitsgruppe für die Abizeitung wirklich kennen. Emmas offenherziges Lächeln, das sie ihm gleich bei dem ersten Gruppentreffen schenkte, warf ihn so sehr aus der Bahn, dass er sich vorkam wie eine Kuh auf einer Eisfläche, während er mit ihr redete. Er war das erste Mal seit langem wieder wirklich nervös, obwohl der Umgang mit Menschen eigentlich zu seinen Stärken gehörte. Zwar war er nie zum Klassensprecher gewählt worden, aber

während Diskussionen im Politikunterricht zog er seine Mitschüler regelmäßig über den Tisch. Nun da sein Abitur vor der Tür stand und er sich für einen Beruf entscheiden musste, den er womöglich für den Rest seines Lebens ausführen würde, trug er sich sogar mit dem Gedanken ein Politikstudium zu beginnen. Aber ihn störte die Langwierigkeit und die Bürokratie in der echten Politik. Würde die Wirklichkeit so unkompliziert sein, dass innerhalb von 90 Minuten ein Gesetz entworfen und mit Handzeichen darüber abzustimmen wurde, dann wäre David vielleicht wirklich in die Politik gegangen und hätte Jürgen seinen Laden alleine weiterführen lassen. Das Einsortieren, Verkaufen, Nachbestellen und Probieren neuer Waren würde ihm in einem Bürojob aber wirklich fehlen. Deshalb entschied sich David viel früher als seine Mitschüler und Freunde, was er nach dem Abitur tun wollte. Eigentlich war er froh darum, denn neben dem ganzen Prüfungsstress und der Arbeit für die Abizeitung konnte er sich nicht vorstellen, sich auch noch über seine Berufswahl Gedanken zu machen. Und obwohl es ihm jetzt gar nicht in den Kram passte, hatte er sich verliebt. Es war keine kleine Schwärmerei. Dieses Mal war er wirklich verliebt. Er konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal eine solch großen Schwarm an Schmetterlingen im Bauch gehabt hatte, die scheinbar alle gleichzeitig versuchten, ihrem engen Gefängnis zu entkommen. Gerade jetzt, wo er sich auf die Prüfungen vorbereitete und sich an den Wochenenden mit seinem besten Freund Elijah ablenkte, indem sie das Lager des Feinkostladens

umbauten, passierte es ihm. Elijah war auch keine große Hilfe. Weder beim Aufbau der Regale, noch in Liebesfragen. Er riet ihm, sie einfach aus seinem Kopf zu streichen. In ein paar Monaten zogen fast alle in eine andere Stadt. Selbst wenn sie zusammenkommen sollten, würden sie dann eine Fernbeziehung führen und das wollte niemand so wirklich. Aber obwohl David einige Tage versuchte die Ratschläge seines Freundes zu befolgen, bröckelte seine innere Fassade schon beim nächsten Treffen des Zeitungs-Komitees, als Emma mit ehrlicher Freude über einen kleinen Witz von ihm lachte. Was waren schon ein paar Kilometer, wenn dort so eine Frau auf einen wartete.

Es waren nur noch drei Wochen bis zum Tag der Zeugnisausgabe, die Zeit der Abipartys hatte begonnen. Obwohl es grau und regnerisch war, schien sich die gesamte Oberstufe in Elijahs Haus versammelt zu haben. Seine Eltern waren über das Wochenende verreist, wohlwissend, was ihr Sohn geplant hatte.

„Macht keine Dummheiten und räumt alles auf bis wir wieder da sind“ sagte seine Mutter mit ihrem süßen, französischen Akzent, der ihr in der Schule den Ruf einer wahren MILF eingebracht hatte. Als sie alle Taschen verstaut hatte und zuerst Elijah und danach David zum Abschied in den Arm nahm, knuffte sie ihren Mann in die Seite. Er schien der ganzen Sache noch immer nicht ganz zu trauen. Er gab den beiden Jungen einen Klaps auf die Schulter und schon fuhren die beiden von der Auffahrt.

Zwei Stunden später war das Haus dekoriert, Chips und Salzstangen auf den Tischen verteilt und Lichterketten im weitläufigen Garten aufgehängt. Eine Tonne voller Eis kühlte die ersten 21 Flaschen Bier, im Kühlschrank befand sich billiger Wodka und einige Softdrinks. Obwohl Elijah nur etwa die Hälfte seiner Jahrgangsstufe eingeladen hatte, drängten sich bald alle möglichen Menschen durch die Flure in das große Wohnzimmer. David kannte nur gut zwei Drittel der Gesichter. Er grüßte, füllte nach, unterhielt sich und zeigte Leuten, die er noch nie gesehen hatte, wo es zur Toilette ging. Obwohl er nicht der Gastgeber war, fühlte er sich mitverantwortlich für den Verlauf der Party. Elijahs Eltern hatten auch ihm eine Menge Vertrauen geschenkt und er würde sie nicht enttäuschen. Elijah selbst ging völlig in der Rolle des Gastgebers auf. Er ließ sich durch die Menge schleusen, öffnete die Tür, begrüßte die Neuankömmlinge mit großen Gesten und trank mit allen, ob sie es denn wollten oder nicht.

Als Emma endlich ankam, war sogar der Garten und die Straße voller Menschen. Sie kam mit zwei Freundinnen, die David nur vom Sehen kannte und bahnte sich Ihren Weg durch das Wohnzimmer in Richtung Küche, während David versuchte einem betrunkenen Jungen aus der 12. Klasse zu erklären, dass er die Bierflaschen nicht an der Tischkante öffnen sollte, sondern dass genügend Flaschenöffner in der Küche bereitlagen. David bemerkte Emma, bevor sie ihn sah. Er ließ den Jungen sitzen und steuerte auf sie zu. Er kam nur langsam vorwärts, während er sich an verschwitzten Männerarmen und Hintern in zu

engen Jeans vorbeiquetschte. Sie bemerkte ihn erst, als er vor ihr stand.

„Oh, hey David“, rief sie über die anderen Stimmen hinweg und gab ihm eine herzliche Umarmung. „Schön dich zu sehen“

„Freut mich, dass du es geschafft hast“

„Ja, die anderen wollten erst noch in den Bunker, hab sie aber gezwungen mit her zu kommen“

„Gute Wahl, wer will schon in den Bunker“

„Keine Ahnung“, lachte sie und David fühlte sich, als würden seine Innereien von Schwerelosigkeit erfasst werden.

„Ich war erst ein Mal-“ Weiter kam er nicht, denn jemand stolperte mit seinem vollen Gewicht in seinen Rücken. Mit einem Keuchen stürzte er fast zu Boden und spürte wie sich das Getränk des Unbekannten über seinen Nacken ergoss. Ein Typ, etwas jünger als er, entschuldigte sich lallend und verschwand wieder lachend in der Menschenmenge. Emma half ihm ungelenkt wieder auf die Beine, sagte etwas, was David nicht verstand.

„Ziehe mir kurz was anderes an“, murmelte er in Ihre Richtung und verschwand unter dem Absperrband hindurch ins obere Stockwerk.

Als er in dem sauberen T-Shirt wieder nach unten kam, welches er eigentlich für den nächsten Tag mitgebracht hatte, war die Party immer noch in vollem Gange. Die Menschen feierten das Ende ihrer Schulzeit, das Wochenende oder sonst etwas. Alle liefen herum wie die

Hähne auf der Balz, suchten ihren Platz in der Hackordnung und warben um die Frauen, die mit Make-Up und Stöckelschuhen versuchten ihr Selbstwertgefühl aufzubessern. Von außen betrachtet kamen David solche Partys immer vor wie ein schlechter Film über das Leben von typischen Teenagern. Alle waren Karikaturen ihrer selbst und sobald man sich ins Getümmel stürzte, war man ein fester Teil dieses Gebildes. Einer von Vielen. Vielleicht hatte Emma gerade deshalb seinen Kopf verdreht. Und vielleicht war sie ihm die letzten drei Jahre nicht aufgefallen, weil er genau wie alle anderen den Mädchen hinterher geguckt hatte, die man nicht gerne seinen Eltern vorstellt. Sie war eine von den Unauffälligen, nicht viele Leute reckten ihre Hälse um ihr nachzusehen. Sie machte sich nichts aus gemachten Nägeln und Bling-Bling, sie war einfach natürlich.

David kämpfte sich durch das Haus, konnte Emma aber nirgends finden, als seine Aufmerksamkeit auf einen Aufruhr vor der Tür gelenkt wurde. Mehrere Leute standen im Vorgarten herum, laute Stimmen waren zu hören. Als David endlich aus dem Haus kam und sich nach vorne drängelte, um zu sehen was dort los war, sah er bereits den umgestürzten Blumenkübel am Gartenweg und die zersplitterte Scheibe der Gartenlaterne. Das ließ nichts Gutes vermuten.

„Verpiss dich endlich Findus!“

Elijah stand vor Findus, der mit dem Rücken auf dem dreieckigen Rasen lag. Seine Lippe war blutig und seine Augen waren voller Hass auf Elijah gerichtet.

„Ach fick dich doch“ pöbelte er ihm lallend entgegen. Findus hatte bereits einige Drinks zu viel. Elijah packte ihn am Kragen.

„Du kommst in mein beschissenes Haus und benimmst dich wie ein Arschloch. Halt dich von meinen Gästen fern, niemand will dich hier!“

Damit ließ er Findus, der seinen Spitznamen nur seinem Vater namens Petterson zu verdanken hatte, wieder in den Dreck fallen und drehte sich zum Gehen.

„Spielst du hier den Retter, weil du es bei deiner Schwester nicht konntest?“

Eine gefühlte Ewigkeit passierte nichts. Niemand wagte es ein Wort zu sagen. Nie hatte jemand so etwas abscheuliches gesagt. Es war ein offenes Geheimnis, dass Maria ertrunken war, als sie sieben Jahre alt war. Elijah war damals nur drei Jahre älter gewesen. Die beiden war mit ihren Eltern im Urlaub gewesen. Eines Tages waren sie alleine am Strand gewesen, hatten Bernsteine gesammelt und sich das Wasser über die Füße laufen lassen, als Maria weiter vorne einen ganz besonderen Stein sah, von einer Welle erfasst wurde, stolperte und von einer plötzlichen Strömung ins Meer herausgezogen wurde. Elijah schwamm ihr nach, schrie ihren Namen, erreichte sie aber nie. Beinahe wäre er an diesem Tag selbst gestorben, wenn nicht einer der Spaziergänger ein guter Schwimmer gewesen wäre. Seine Eltern bekamen von alldem erst etwas mit, als sie ihre Getränke im Strandcafé bezahlt hatten und ihre Kinder abholen wollten. Sie fanden ihren Jungen, halb

ertrunken, umringt von Fremden und Rettungskräften. Ihre Tochter war fort.

Elijah drehte sich langsam um, sah Findus an. Dann brach das Chaos los. Elijah stürzte auf ihn zu und hieb ihm die Faust ins Gesicht. Einige Leute sahen zu, andere liefen davon und wieder andere versuchten sich dazwischenzuwerfen. David lief auf Elijah zu und ließ ihn fünf Mal zuschlagen. Dann packte er seinen Arm, als er zum nächsten Schlag ausholte und zog ihn von Findus weg. Adrenalin durchströmte seinen ganzen Körper. Findus Gesicht war voller Blut. Seine Freunde versuchten ihn in Richtung der Straße zu ziehen, während ein viel größerer Mob sie mit Beleidigungen, sowie mit Tritte und Schlägen vom Grundstück vertrieb.

David hielt Elijah weiter am Arm, aber dieser sah ihn nur kurz wutentbrannt an und schubste ihn von sich weg und verschwand im Haus.

Nur langsam löste sich die Menschentraube auf. Gestützt von ein paar wenigen Freunden, die sich noch trauten, zu ihm zu halten, humpelte Findus die Straße in Richtung S-Bahn entlang. Gerade, als David Elijah hinterherlaufen wollte, um ihn zu fragen, was überhaupt passiert war, sah er Emma in einer Traube von Mädchen stehen. Ihre Blicke kreuzten sich nur kurz und David sah die Tränen in ihren Augen, bevor ihre Freundinnen sie wieder in ihre Mitte schlossen.

„Findus weiß echt nicht, wann Schluss ist.“

Hinter ihm stand Daniel aus der Parallelklasse, der mit einem Typen redete, der David an ein Erdmännchen erinnerte.

„Was war denn überhaupt los?“, fragte er sie Beiden.

„Naja“ Das Erdmännchen sprach sogar wie eines. „Du hast es doch gesehen. Eli hat ihm die Fresse poliert!“

David sah ihn abschätzig an und wand sich dann an Daniel.

„Ja klar, aber warum gab es überhaupt Streit?“

„Du weißt ja, dass er Emmas Ex ist, oder?“

Jetzt wusste David es. Daniel flüsterte nun und blickte immer wieder verschwörerisch zu der Gruppe Mädchen hinüber, die sich langsam verstreute. Ihm gefiel es sichtlich, derjenige zu sein, der die besten Informationen hatte.

„Die Beiden hatten wohl immer mal wieder etwas miteinander, nachdem sie Schluss gemacht haben, aber irgendwie hat es nicht mehr funktioniert.“

Der Stein in Davids Körpermitte wuchs mit jedem seiner Worte.

„Und als sie ihm dann heute gesagt hat, dass es mit ihnen nichts mehr wird, ist er komplett ausgerastet, hat sie beschimpft und geschubst. Dann kam Elijah und den Rest weißt du ja, oder?“

„Ja, ich hab's gesehen“, sagte er abwesend. Die Gruppe der Mädchen hatte sich inzwischen aufgelöst. Sein Blick glitt über den Vorgarten, aber er konnte Emma nirgends entdecken.

David wusste, dass der Abend für Elijah gelaufen war. Wahrscheinlich saß er oben in seinem Zimmer und wartete, dass die Leute gingen. Deshalb nahm David es in die Hand den Gastgeber zu spielen. Für Elijah konnte er im Moment sowieso nichts tun und um die Party aufzulösen war es noch zu früh. Deshalb kümmerte er sich darum, dass nichts zerstört wurde, dass niemand auf die Sofas kotzte und dass sich das Geschehen nach draußen verlagerte. Die Minuten vergingen nur langsam und David war nicht mehr nach Feiern zumute. Emma hatte er seit dem Vorfall im Garten nicht mehr gesehen, aber sie heute nach einem Date zu fragen, hatte er sich eh schon aus dem Kopf gestrichen.

Es wurde später und die ersten Leute gingen nach Hause oder zu anderen Partys. David räumte nebenbei auf, wischte Alkoholreste vom Laminat und sammelte Zigarettenstummel von der Terrasse. Als nur noch etwa die Hälfte der Leute da waren, beschloss David nach Elijah zu suchen. Auch ihn hatte er seit Stunden nicht gesehen und da schien er nicht der einzige zu sein. Niemand, den er fragte, konnte ihm weiterhelfen. Nach einiger Zeit hatte er das gesamte Haus samt Keller abgesucht, war durch den Garten gegangen und hatte im Geräteschuppen nachgesehen. Nachdem er auch dort nicht fündig wurde, fing er an, sich Sorgen zu machen. Wo war Elijah? Er guckte noch einmal in seinem Zimmer und sah sich um. David hatte zwar keinen großen Hang zur Ordentlichkeit, aber in einem Saustall wie diesem würde selbst er sich nicht mehr wohlfühlen. Man konnte kaum treten und es

roch wie in einem Pumakäfig. Als David seinen Blick über die Dinge auf seinem Schreibtisch wandern ließ durchfuhr es ihn plötzlich. Eine kleine, selbstgebaute Zwillie lag am Rand des Tisches. Die Steinschleuder weckte in ihm eine entfernte Erinnerung. David wusste, wo er hingegangen war.

Das dunkle Wäldchen hinter dem Graben war ihm heute immer noch genauso unheimlich wie damals. Als sie Kinder gewesen waren, spielten sie hier Verstecken, bauten kleine Unterstände und schossen mit selbstgebauten Zwillen auf Blechdosen. David zeigte Elijah alles, was er von Opa Jürgen gelernt hatte. Später, als die Depressionen und der Alkoholismus seines Vaters immer schlimmer wurden, flüchteten sie sich hier aus der Realität und führten sehr lange Gespräche in ihrer Hütte. Einige Jahre war es her, dass sie das letzte Mal zusammen hier gewesen waren, dennoch fand sich David selbst in vollständiger Dunkelheit zurecht. Durch die Fenster der kleinen Hütte am Waldrand flackerte ein schwaches Licht in das Dunkel des Waldes. Ihm war nicht wohl bei der ganzen Sache. Wieso hatte Elijah ihm nicht Bescheid gesagt, dass er hier hinging. Leise ging er zur Tür und öffnete sie einen Spalt. Er hätte vieles erwartet, aber nicht das, was sich ihm hier bot. Sie saßen mit dem Rücken zu ihm auf der Bank, die er mit seinem besten Freund vor Jahren zusammengezimmert hatten. Eng aneinander geschmiegt. Elijah und Emma. Er hatte einen Arm um ihre Schultern gelegt, küsste ihren Kopf. Da waren die Beiden.

Sie hatten keine Lust mehr auf feiern gehabt, hatten sich zurückgezogen, Elijah hatte ihr zugehört, war der Mann gewesen, den Emma gebraucht hatte. Irgendwann hatte er sie vielleicht geküsst, ihr ins Ohr geflüstert, dass nicht alle Männer so sind, hatte vielleicht kurz an David gedacht, von dem er wusste, dass er nun schon einige Zeit in Emma verliebt war, aber das war ihm egal gewesen. Für David stürzte in diesem Moment eine Welt in sich zusammen. Unbemerkt schloss er leise die Tür und ließ sich daneben auf dem Boden nieder. Stumm weinte er in seine Hände, als all die Gefühle auf ihn einstürzten. Der Vertrauensbruch, die verlorene Freundschaft, seine eigene Naivität.

Minuten oder Stunden vergingen, bevor er zurück zum Haus lief. Nur noch eine handvoll Menschen saßen im Wohnzimmer tranken die Reste oder schliefen bereits. Alles war voller Müll, ein Fenster hatte einen Sprung und alle Türen standen weit offen. Es gab wenig, was David in diesem Moment so egal war, wie Elijahs Party. Auch in den folgenden Wochen war ihm vieles egal. Elijahs Anrufe, die Anklage wegen Körperverletzung, das Abitur. Es war ihm einfach egal.

KAPITEL 31

ELIJAH

Elijah ging zurück auf die Straße. Was hatte er sich dabei gedacht, hier überhaupt anzuhalten. Außer einer verwesenden Leiche gab es in den Autowracks nichts mehr zu holen. Wirklich nichts. Selbst die Sitzposter waren zerschnitten worden als hätte jemand darunter ein frisches Sandwich erwartet. Oder eine Flasche Wasser. Oder irgendetwas.

„Leider wieder nichts, Buddy“

Selbst für seine 5 Jahre sah Leo klein aus. Schwächling. Die Wunde an seinem Ohr heilte dank der Desinfektionsmittel aus dem Trekkingrucksack relativ schnell. Seine Finger spielten abwesend an dem improvisierten Halfter, was Elijah in den letzten Tagen aus einem zu kurzen Seil gebastelt hatte.

„Ich muss Mal“, hatte er gesagt, also brachte er ihn in die Büsche, um das Geschäft zu erledigen. Es war nicht das erste Mal gewesen, dass Leo etwas gesagt hatte. Aber die Worte kamen nur im äußersten Notfall aus seinem Mund. Und dem Haufen nach zu urteilen, war es allerhöchste Zeit gewesen. Sogar eine Rolle Deluxe Toilettenpapier hatte Elijah aus dem Haus mitgenommen, welches sie die letzten Tage bewohnt hatten. Der Junge wusste diesen vierlagigen Luxus kaum zu schätzen. Nun stand Elijah in der brütenden Hitze und wischte sich den sauren Schweiß von

der Stirn. Sie würden heute nicht mehr allzu weit laufen. Die Verpflegung aus dem Rucksack des Typen reichte nicht mehr ewig und Leo sollte sich lieber ausruhen, bis sein Ohr völlig verheilt war. Er konnte zwar noch etwas hören, aber der Fetzen, der noch an der Seite seines Kopfes hing, würde wohl nie wieder die Form eines normalen Ohres annehmen. Hoffentlich gab es in ihrer Umgebung ein Haus mit Vorräten. Von dort konnten sie sich dann so viel mitnehmen, dass sie bis zur Ostsee durchhalten würden. Und dort konnte Elijah angeln und sich nach einem Boot umsehen um damit bis nach Flensburg zu kommen. Direkt dorthin zu laufen wäre ihr sicherer Tod gewesen.

Er ließ seinen Blick über die Felder und die Straße schweifen, die hinter ihnen lag. Man konnte sie von allen Seiten sehen, sie saßen wie auf einem Präsentierteller. Wie häufig in den letzten Tagen dachte er darüber nach, ob es nicht besser wäre, in der Nacht zu laufen, verwarf den Gedanken aber, als er an Leo und die viel zu langen Nächte in seiner Militärzeit dachte. Eine kleine Bewegung in der Ferne ließ ihn innehalten. Sofort war er in Alarmbereitschaft. Wenn das schon wieder so ein Spinner sein sollte wie das letzte Mal, dann würde er nicht noch einmal so lange warten, den Kerl zu erschießen. Sich zu verstecken machte nun keinen Sinn mehr, der Mann, der dort aus dem Gebüsch gekrochen kam und ein Fahrrad hinter sich her zog, hatte ihn schon längst gesehen. Schnell drehte Elijah sich um, hob den Jungen vom Rücken des Pferdes und setzte ihn hinter eines der Autowracks.

„Hör mir zu. Du bleibst hier sitzen, bis ich dich hole, ist das klar?“ Leo hob ein Stück Plastik vom Boden und fing an damit zu spielen. Elijah wertete das als Zustimmung.

Als er wieder hinter dem Auto hervorkam, hatte der Mann schon die Hälfte der Strecke zwischen ihnen zurückgelegt. Er fuhr auf einem alten, klapprigen Damenrad. Wie ein Affe auf dem Schleifstein, schoss es Elijah durch den Kopf. Die schäbige Kleidung des Mannes sah nicht besser aus als seine eigene. Dafür hatte das Gewehr, das der Typ über die Schulter trug, wohl etwas mehr Durchschlagskraft, als seine Pistole, die er langsam aus seinem Hosenbund zog und entsicherte. Ihn verwirrte die Situation. Der Mann hätte ihn von weitem erschießen können, hätte ihre Sachen und das Pferd nehmen können und wäre weg gewesen, bevor der nächste Heimatlose hier vorbeikam. Aber davon tat er nichts, sondern fuhr, offensichtlich ohne jede böse Absicht, auf sie zu. Trotzdem blieb sein Finger auf dem Abzug seiner Pistole liegen.

„Elijah!“

Der Mann rief seinen Namen. Woher kannte dieser Typ seinen verdammten Namen? Langsam wurde ihm die Situation unheimlich. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Er wich zurück. Der Fremde war nun auf etwa zehn Meter an ihn herangekommen. Seine Haut war unrein und dreckig, sein Bart wuchs unregelmäßig und sein linkes Auge wirkte merkwürdig trüb. Flecken übersähten seine schwarze Kleidung. Er hatte nichts dabei, als einen scheinbar leeren Rucksack und sein Gewehr.

„Woher kennst du meinen Namen?“, fragte Elijah. Am Ende des Satzes brach seine Stimme. Diese verdammte Nervosität. Die Waffe umklammerte er weiterhin, halb verborgen hinter seiner Jacke und bereit, dem Typen jeden Moment den Kopf wegzupusten.

„Eli, ich bin's!“

Der Mann strich sich eine Strähne aus dem Gesicht, aber Elijah konnte beim besten Willen keine Verbindung herstellen.

„Ich bin David“

David. Der Groschen fiel. Vor seinem inneren Auge spielte sich ein Film ab, er erinnerte sich daran, wie David seine Hausaufgaben noch im Mathe Unterricht abschrieb und gerade fertig wurde, als Herr Rau anfang, sie einzusammeln. Daran, wie sie auf einem Schüleraustausch vor der polnischen Polizei flohen, weil sie mit einigen anderen unter freiem Himmel Bier getrunken hatten, was in Polen streng verboten ist. Dann erinnerte er sich an das letzte Mal, dass sie etwas zusammen gemacht hatten. Der Abend der Party. David war am nächsten Morgen nicht wie versprochen zum Aufräumen gekommen, hatte nicht auf seine Anrufe reagiert und hatte ihn komplett ignoriert. Erst später hatte er verstanden warum. Natürlich hatte er ein schlechtes Gewissen gehabt, hatte sich viele Male bei David dafür entschuldigt, aber in dieser Nacht war er für Emma da gewesen und daran fand er nichts verwerflich. Sie war verletzt gewesen und er hatte sie getröstet. Danach hatten sie sich sogar noch einige Male gesehen, etwas Festes ist aber nie daraus geworden. Dass David in sie

verliebt gewesen war, hatte Elijah zwar gewusst. Aber er hätte nicht gedacht, dass David ein so großes Ding daraus machen würde. Danach hatten sie nur noch ein oder zwei Mal miteinander geredet, sich aber nie ausgesprochen. Und nun stand er vor ihm. Wenn er seinen Namen nicht gesagt hätte, wäre Elijah nie darauf gekommen, das sich hinter dem ganzen Dreck und den Haaren David verbarg.

„Bist du mir gefolgt?“ Elijah wusste nicht, was er sonst sagen sollte. Der Abstand zwischen ihnen wirkte wie unüberwindbares Meer. Die Luft knisterte vor Unbehagen. Sie wollten beide nicht hier sein, aber was hatten sie schon für eine Wahl.

Gerade als David ansetzte, ihm zu sagen, was passiert war, bemerkte Elijah ein Ziehen an seinem Hosenbein. Leo sah ihn großen Augen von unten an.

„Wer ist der Mann?“ Mit einem Mal verschwand die Anspannung, als hätte jemand das Licht angeschaltet. Die Unschuld des Kindes überwand die Kluft zwischen den beiden Männern.

„Ein... alter Freund. Ich habe dir doch gesagt, du sollst da hinten bleiben.“

„Du hast ein Kind?“

„Er ist nicht mein Sohn“

„Ah, ich dachte-“ David sprach den Satz nicht zuende. Stattdessen fragte er: „Was machst du hier? Ich meine, wie hast du die letzten Wochen überlebt?“

Anstelle einer Antwort ließ er Leo stehen, ging auf seinen alten Freund zu und schloss ihn fest in die Arme. David

erwiderte die Umarmung. Elijah fühlte, wie ihm Tränen in die Augen stiegen.

„Es tut mir so leid, ich meine das alles-“

„Nein, mir tut es leid. Es war nur ein Mädchen. Ich hätte dich nie so fallen lassen dürfen“

Elijah konnte nicht mehr an sich halten. Die Anspannung der letzten Tage und Wochen stürzte in diesem Moment in sich zusammen, wie ein brennendes Hochhaus. Es tat gut, nicht stark sein zu müssen, sich ganz fallenzulassen. Und David war für ihn da. Wie früher.

Auf dem Weg zu Sarah erzählte Elijah von den letzten Wochen und Jahren, erzählte davon, wie sie das Pferd gefunden hatten und wo sie seitdem gewesen waren. David wirkte erleichtert, dass das Pferd noch lebte und dass es niemand wissentlich gestohlen hatte. Als David erzählte, wie sie aus ihrem Haus vertrieben worden waren, wurde Elijah stiller. Erst jetzt wurde ihm klar, an wen der Mann ihn erinnert hatte, der über das Feld geflüchtet war. Von dieser Erkenntnis erzählte er David nichts. Er würde nie erfahren, dass es seine Gruppe gewesen war, die sich an der Nachbarin vergriffen und ihm sein Haus weggenommen hatte. Auch wenn er es hasste zu lügen, wollte er die neu entdeckte Verbundenheit zwischen ihnen nicht so schnell wieder auf die Probe stellen. Auf die Frage, was er in Hamburg gemacht hatte, antwortete er die Wahrheit. Er erzählte von den Evakuierungs-Codes, von dem Wissenschaftler und wie er von seiner Truppe

getrennt worden war, weil er Leo helfen wollte. Es tat wirklich gut mit jemandem zu reden.

Als sie bei dem Haus ankamen, ließ David ihn draußen stehen und ging zunächst alleine zu Sarah. Elijah kannte sie nicht wirklich, vielleicht hatte er mal ein Foto von den Beiden auf Facebook gesehen. David hatte angedeutet, dass ihr etwas Schlimmes passiert war, wollte aber nicht ins Detail gehen und Elijah hatte nicht nachgebohrt.

Mit kleinen Schritten kam Sarah dicht gefolgt von David aus dem Haus. Ihre langen, blonden Haare fielen in fettigen Strähnen über ihre knochigen Schultern. Dunkle Ringe umrandeten ihre blauen Augen. Die Klamotten hingen wie Müllsäcke an ihrem Leib. Trotz der Spuren der letzten Wochen an ihrem Körper, konnte man noch ihre besondere Schönheit erahnen. Sie wirkte gebrochen. Sie hatte Schlimmes erlebt, das sah Elijah. Zuerst sah sie ihn an, dann wanderte ihr Blick zu Leo, der sich hinter Elijahs Bein versteckte. Sarahs Knie zitterten, als sie auf ihn zuing. Mit einem fragenden Lächeln sah der Junge er zu Elijah auf, der ihm aufmunternd zunickte, woraufhin er sein Versteck verließ uns unsicher auf die Unbekannte zuing. Sie schloss den Kleinen in ihre Arme. Mit einem Mal schien das gesamte Universum nur um ihre kleine Gruppe zu kreisen. Alles andere war unwichtig geworden. Erst als Sarah nach einer Weile wieder aufsah, nahm sie das Pferd wahr, das etwas entfernt an einen Baum angebunden war.

„Magda“, kam es leise aus ihrem Mund. Ein echtes, aber angestrenktes Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. Als hätte sie vergessen wie es ging.

Sie aßen gemeinsam und erzählten, was sie erlebt hatten. Sarah war sehr still, aber sie schien zunehmend aufzutauen. Schon bald gab sie ein kleines Lachen von sich. Der einzige, der darüber glücklicher war als alle anderen, war David. Er sah seine Freundin an und wirkte, als könne er seit langem wieder frei atmen. Nach dem Essen kümmerte sich Sarah um Leo. Sie wusch ihn, säuberte die Wunde an seinem Ohr und scheuerte die größten Flecken aus seiner Kleidung. Es war eine Freude ihr zuzusehen. Sie wirkte um Jahre jünger als noch vor einigen Stunden. Elijah kümmerte sich um Magda, stellte sie dort neben das Haus, wo sie selbst dann noch Schatten hatte, wenn die Sonne herauskommen würde und gab ihr etwas zu trinken aus der Regentonne.

Am Abend saß er mit David zusammen. Sie besprachen, wie sie ab jetzt weitermachen würden. Beide wollten in Richtung Ostsee, um von dort mit dem Schiff weiter zu reisen. David erzählte ihm von seinem Plan, mit einer Fähre nach Skandinavien überzusetzen, woraufhin Elijah ihm klar machen musste, dass es keine normalen Fähren mehr gab.

„Ich bin ein paar Mal nach Norwegen gefahren, als ich noch in Travemünde war“, erzählte er David. „Es ist keine schlechte Idee, da ist es nicht so hell wie hier. Mehr Wolken und weniger Verrückte“

„Und du meinst, es gibt noch funktionierende Boote?“

„Ein paar vielleicht, aber die meisten sind längst weg. Und mit den anderen kommst du niemals bis nach Norwegen“

Eine Weile schwiegen sie sich an, bevor David fragte: „Und wenn wir es so machen wie du es vorhattest? Wir nehmen uns ein kleines Boot und fahren die Küste rauf bis Flensburg. Und dann fahren wir einfach mit, wenn das Militär wieder jemanden evakuiert“

Elijah tat es wirklich leid, wie David krampfhaft versuchte, an seiner Idee festzuhalten. „Sie helfen niemandem, der nicht beim Militär ist oder mindestens einen EVAC 5 hat. Den Jungen hätte ich mit rein bekommen, aber für das Pferd und euch kann ich da nichts tun, außer du verpflichtest dich sofort für den Militärdienst. Aber das kann ich dir echt nicht empfehlen. Deshalb können wir wohl nicht dahin zurück.“

„Dann gehen wir gemeinsam zur Ostsee und du nimmst den Jungen und bringst ihn in Sicherheit. Wir werden schon sehen, wo wir bleiben“

„Bist du verrückt?“ Elijah musste lachen. „Ich habe keine Lust, wieder allein unterwegs zu sein. Das ist einfach zu riskant. Jetzt habe ich endlich Leute gefunden, denen ich vertrauen kann. So schnell werdet ihr mich nicht wieder los“

„Und was schlägst du vor?“

„Keine Ahnung“, gab Elijah zu. „Wir gehen weiter in Richtung Osten, weg von den großen Städten. Dann laufen wir an der Küste lang, bis wir ein schönes Boot

gefunden haben und dann fahren wir alle zusammen nach Norwegen. Ich kenne da einen General, der die EVACs nicht so ernst nimmt. Der kann uns helfen. Die haben da oben Essen. So viel wie du willst.“

„Ja sicherlich, Eli“ Davids Ton war ärgerlich. „Dann nehmen wir uns einfach eine der vielen Motoryachten, die da vollgetankt am Hafen stehen und schippern singend und lachend über die Ostsee. Vielleicht haben sie ja noch ein paar Tüten Chips an Bord“

„Hast du eine bessere Idee?“

David überlegte, sagte aber nichts.

„Die einzige Alternative ist, hier zu bleiben und den Kopf in den Sand zu stecken“

Elijah wusste, dass er Recht hatte. Hier gab es nicht, womit sie längere Zeit überleben konnten. David würde das auch noch einsehen. Früher oder später.

Am nächsten Morgen weckte ihn das Knurren seines Magens. Ihr Abendessen hatte aus einer handvoll Nüssen bestanden, die sie noch am Boden des Rucksacks gefunden hatten. Elijah war als erstes wach geworden und stand leise auf. Sarah teilte sich das breite Sofa mit Leo. David hatte neben Elijah auf dem fleckigen Teppich geschlafen. Draußen war es noch dunkel, als er seine neue Familie im Wohnzimmer zurückließ und auf den Flur schlich. David hatte das Haus sicherlich schon abgesucht, aber er wollte sich noch einmal selbst umschauen. Er hasste es, nicht über seine Umgebung Bescheid zu wissen. Links von ihm führte eine Treppe nach oben, die er schon

am Vortag gesehen hatte. Die Stufen knarrten ein wenig, als er ihr vorsichtig nach oben folgte. Hinter einer kleinen Biegung am Ende der Treppe befand sich eine einzige Tür. Elijah ärgerte sich, dass er David nicht schon gestern nach dem zweiten Stockwerk gefragt hatte. Er legte die Hand auf die Türklinke und drückte sie herunter. Nichts. Die Tür war verschlossen. Gerade, als er versuchte die Tür mit Gewalt aufzudrücken, stieg ihm der Geruch in die Nase. Ein Geruch, den er in den letzten Wochen nur zu gut kennengelernt hatte. Es stank nach Verwesung. Es war nicht so stark wie in der Stadt, dennoch fingen seine Augen an zu tränen und seine Sicht verschwamm. Voller Ekel stieg er die Treppe wieder hinunter. Er würde David nach dem Raum fragen, wenn er aufwachte. Bis dahin würde er sich noch den Rest des Grundstücks ansehen.

Das Haus war von einzelnen, kahlen Bäumen umgeben, hinter denen sich weite Felder erstreckten. Ein kleines Laubwäldchen erhob sich in der Ferne. Elijah blieb etwa eine Stunde Zeit, bevor die Sonne aufgehen würde. Er entschied sich, im Licht der Morgendämmerung den Wald nach etwas Essbarem zu durchsuchen. Vielleicht konnte er auch eine oder zwei Fallen aufstellen. Er nahm Davids Messer von der Anrichte im Flur und fand im Geräteschuppen einen Spaten. Mit der Pistole im Hosenbund machte er sich auf den Weg in den Wald.

Nach einer halben Stunde, in der das Loch in seinem Bauch wuchs und wuchs, fand er endlich, wonach er gesucht hatte. Auf einer kleinen Lichtung setzte er den Spaten an und fing an zu graben. Als die Sonne langsam

über den Horizont stieg, hatte er schon eine ordentliche Grube ausgehoben. Sie maß etwa einen Meter im Durchmesser und war einen halben Meter tief. Nachdem er einige Stöcke angespitzt hatte, steckte er diese mit der Spitze nach oben in den Grubenboden. Dann bedeckte er die Grube mit leichten Zweigen und streute getrocknete Blätter darüber, bis die Stelle nicht mehr von dem restlichen Waldboden zu unterscheiden war. Mit einem letzten Blick prägte er sich die Stelle genau ein und ging noch einmal tiefer in den Wald hinein.

Am hinteren Waldrand erstreckte sich eine kleine Fläche, auf der dicht gedrängt Brennnesseln standen. Die Pflanzen standen wohl die meiste Zeit des Tages im Schatten der Bäume, weshalb sie nicht ganz so braun und vertrocknet aussahen, wie alle anderen Pflanzen. Lediglich an den Rändern waren die Blätter welk. Dass man aus Brennnesseln nicht nur Tee herstellen konnte, sondern sie auch wie Spinat zubereiten konnte, wusste er aus der Grundausbildung der Bundeswehr. Das Thema „Überleben in der Wildnis“ wurde zwar nur kurz angeschnitten und hatte sich eher auf Pflanzen und Tiere der südöstlichen Länder konzentriert, einige nützliche Tipps waren aber dabei gewesen. So auch dieser. Niemals hätte er gedacht, dass ihm diese Information bald einen zusätzlichen Tag im Diesseits bescheren würde. Mit dem Jackenärmel über den Fingern riss er eine handvoll Pflanzen aus und legte sie auf einen Haufen. Nach einigen Minuten hatte er eine beachtliche Menge beisammen und machte sich auf den Rückweg. Neben einem Waldweg

fand er noch einige Blätter Breitwegerich, die er sich ebenfalls in die Tasche steckte.

Die Brennesseln mit Breitwegerich schmeckten wie ein Festmahl. Das Salz aus der Küche verfeinerte die Pflanzen auf ungeahnte Weise, fast als hätten sie verlernt zu schmecken. Das Frühstück füllten ihre leeren Körper mit neuer Energie und mit Lebenswillen. Als sie alle fertig waren und Sarah sich mit Leo daran machte, den Topf sauber zu machen, nahm Elijah seinen Freund zur Seite und fragte ihn nach dem oberen Stockwerk.

„Der Typ, der hier gewohnt hat, hat sich erhängt“

„Ach du Scheiße, hast du ihn gesehen?“ Er hatte sich schon so etwas gedacht, dennoch hatte er gehofft, dass es nicht das war, wonach es roch.

„Ja, wollte nicht dass Sarah ihn sieht. Deshalb ist da oben abgeschlossen.“

Elijah überlegte laut: „Wir bleiben ja wahrscheinlich noch eine Weile hier, bevor wir genug Proviant für den Weg bis zur Ostsee haben. Wir laufen mindestens sieben Tage, bis wir da sind. Irgendwie ist mir nicht wohl dabei, hier zu wohnen, während der Typ da oben langsam vergammelt.“

„Was schlägst du vor, sollen wir morgen schon los?“

„Nein, aber können wir ihn nicht einfach abnehmen?“

Davids Gesicht nahm eine andere Färbung an und Elijah konnte es ihm nicht verdenken. Ihm war auch nicht wohl bei dem Gedanken, den steifen Leichnam von dem Seil zu schneiden und ihn durch das Haus zu ziehen.

„Ich fasse den Typen nicht an“, sagte David und verschränkte seine Arme.

„Dann müssen wir heute hier raus. Ich schlafe keine Nacht mehr in diesem Haus, solange der Typ da oben hängt. Sarah sicherlich auch nicht. Komm, wir nehmen ihn ab und verbrennen ihn draußen, dann können wir erstmal hierbleiben. Oder hast du in der Umgebung ein anderes geeignetes Haus gefunden?“

David rang mit sich. Natürlich kannte er kein anderes Haus. Hinter seiner Fassade arbeitete es. Niemand hatte Lust darauf, eine Leiche zu beseitigen. Aber der Geruch würde mit der Zeit nur immer schlimmer werden. Und Elijah wusste schon jetzt, dass er am Abend kein Auge zutun würde.

„Dann jetzt“

Die grüne Regenplane aus dem Schuppen hatte einige Löcher, sollte aber für ihr Vorhaben reichen. Elijah ging mit dem Schlüssel in der Hand und der Plane unter dem Arm voran die Treppe hinauf. David folgte ihm in einigem Abstand. Ihm stieg schon der Geruch der Verwesung in die Nase, als er die letzten Stufen erreichte. Es verlangte ihm alle Überwindung ab, den Schlüssel in das Schloss zu stecken und ihn herumdrehen. Als er die Tür öffnete, schlug ihm eine Wand der schlechten Luft entgegen und raubte ihm den Atem. Eine Welle der Übelkeit überrollte ihn und er wand sich ab. Die Brennesseln drehten sich in seinem Magen herum. Er

brauchte einen Moment, dann fing er sich und stieß die Tür ganz auf.

Das ganze Obergeschoss war ein einziges Zimmer. In der Mitte hing der Leichnam über einem umgekippten Hocker. Die Vormittagssonne schien durch das große Dachschrägenfenster auf den alten Mann hinab. Seine Haut war dunkel verfärbt und an einigen Stellen aufgeplatzt. An dem dicken Wollmantel, der schlaff an seinem Körper klebte, hingen kleine Äste und Blätter, als wäre er noch vor kurzem durchs Unterholz gekrochen. Einige Fliegen waren dem Geruch gefolgt und hatten einen Weg ins Haus, unter den Mantel und in das Fleisch des Mannes gefunden. David hatte zu ihm aufgeschlossen und schaute an ihm vorbei in den Raum.

„So schlimm-“ David schluckte schwer. „So schlimm war es noch nicht, als ich...“

„Hast du dein Messer?“

Elijah wollte die Sache so schnell wie möglich hinter sich bringen. Je eher er diesem Geruch entkommen konnte, desto besser. Er schloss die Tür, damit sich der Gestank nicht im Haus verteilte und öffnete das große Fenster einen kleinen Spalt. Mehr war nicht möglich, sonst würde die Sonne direkt in das Zimmer scheinen, vorbei an der Glasscheibe, die vor der UV-Strahlung schützte. Sich wieder zu ver mummen, war bei der hier herrschenden Hitze purer Selbstmord. Er breitete die Plane unter den hängenden Füßen des Mannes aus und trat einen Schritt zurück.

„Schneidest du?“, fragte er David, der in diesem Moment wahrscheinlich nichts lieber getan hätte, als im Laufschrift das Zimmer zu verlassen. Er bekam keine Antwort. Stattdessen nahm David den Hocker und stellte ihn wieder richtig hin. Das Messer in seiner Hand zitterte. Dann, ohne weiter darüber nachzudenken, stellte sich auf den Hocker und begann das braune Seil zu zerschneiden. Elijah betrachtete den Körper, der jetzt leicht hin und her schaukelte. Der Mann hatte ein ganzes Leben gehabt und hatte es weggeworfen. Er konnte und wollte sich nicht vorstellen, was den Mann dazu getrieben hatte. Und dann sah Elijah das, was ihr Leben von nun an grundlegend verändern würde.

KAPITEL 32

DAVID

„Warte!“

Er durchtrennte gerade den letzten Faden, als er den Ruf von Elijah hörte, doch es war zu spät. Der Körper fiel lautlos. Eine gefühlte Ewigkeit schwebte er dem Boden entgegen, bevor er mit einem knackenden Schmatzen auf dem Boden aufschlug. Sein linkes Knie wurde durchgedrückt und bog sich unter der Last des Körpers in die falsche Richtung. An einigen Stellen riss die Haut und gab die Sicht auf graue Muskeln und Knorpel frei. Wie eine hingeworfene Marionette lag der Mann mit verdrehten Gliedmaßen auf der grünen Plane. Dieses Mal konnte sich David nicht zurückhalten und übergab sich mit einer völlig ungekannten Plötzlichkeit. Das Erbrochene spritzte auf seine Schuhe, auf die Plane und auf die Leiche. Elijah wartete, ohne etwas zu sagen. Die Luft war nun voller Fliegen und fast zu dick zum Atmen. Eine Weile starrten die Beiden noch auf den leblosen Körper zu ihren Füßen, dann ergriff Elijah das Wort.

„Ich glaube, ich habe etwas gesehen.“

Ohne zu zögern, griff er nach dem Mantel des Mannes und zog daran. An einigen Stellen löste sich die Haut von dem Fleisch darunter. Fauliges Gewebe kam zum Vorschein. Dann zeigte er auf die linke Manteltasche. Zuerst sah David nicht, was er meinte. Dann durchzuckte

es ihn wie ein Blitz. Hinter dem dicken Stoff der Tasche wuchs zart und verletzlich ein winziger, kleiner Sprössling. Mit zwei kleinen Blättern suchte sich das Pflänzchen einen Weg zum Licht. Und mit einem Mal verstand David. Die Fenster hielten die meiste UV-Strahlung ab, sodass der Samen, den der Mann sich vielleicht bei seinem Weg durch den Wald eingefangen hatte, ohne Probleme in der Wolle des Mantels Wurzeln schlagen konnte. Die Feuchtigkeit der Verwesung hatte dem Pflänzchen wohl gereicht. Das Grün wirkte völlig fremd, wie aus einer längst vergessenen Welt. Lange hatten sie keine grünen, gesunden Pflanzen mehr gesehen. Unter der brutalen Sonne war alles verdorrt und gestorben. Und nun entstand hier, am Ort des Todes, neues Leben. Ein Blick zu Elijah verriet, dass er genau das gleiche dachte, wie David. Ihnen eröffnete sich eine völlig neue Möglichkeit, eine zweite Chance im Roulette des Lebens.

Die Tage vergingen und mit ihnen die Trostlosigkeit in dem Haus. Nachts waren die Nordlichter immer seltener zu sehen, bis sie bald ganz verschwanden. Das Magnetfeld stabilisierte sich langsam aber stetig. Dennoch würde es Jahre, wenn nicht Jahrhunderte dauern, bis die Ozonschicht wieder einen wirksamen Schutzschild gegen die UV-Strahlung darstellen würden. Ebenso brauchten die Pflanzen eine lange Zeit, um sich an die neuen Umwelteinflüsse zu gewöhnen. Viele Spezies würden sich nie von dieser Zeit erholen und aussterben. Andere fanden Wege, um zu überleben.

David betrachtete sein Werk im letzten Licht des Tages, das sich seinen Weg über den Horizont suchte. Endlich stand auch der letzte Pfeiler des Zauns, der nun ihr Haus umgab. Aus groben Ästen und Brettern zusammengenagelt, verwehrte er ungebetenen Besuchern den Zutritt zu ihrem neuen Zuhause. Die lange Stolperschnur, die kurz dahinter verlief und zu einer Glocke im Haus führte, konnte sie selbst Nachts vor Überfällen warnen. Zum Glück hatte sich noch niemand getraut, dem Haus zu nah zu kommen. Obwohl es bewohnt aussah, waren die angespitzten Äste im Boden, die verstärkten Türen und Fenster und die Schießscharten im oberen Stockwerk offenbar Abschreckung genug. Das Haus wirkte wie eine Festung. Nie hätte sich David auf einem seiner Streifzüge getraut, sich so einem Haus zu nähern. Weder früher, noch jetzt, wo Elijah ihn begleitete.

Er ging über den vertrockneten Rasen zurück zum Haus, ließ seinen Blick über das Grab des Mannes schweifen, dem sie das alles hier wohl zu verdanken hatten. Die Tür öffnete sich, noch bevor er sie erreichte. Sarah lächelte ihm entgegen und sein Herz setzte einen Schlag aus.

„Leo ist schon eingeschlafen“, flüsterte sie, nahm ihn in den Arm und gab ihm einen Kuss auf den Mund. „Ist Eli noch nicht zurück?“

„Doch, ist vor einer halben Stunde wiedergekommen. Er hat einen Eimer Pferdefutter gefunden und wollte sich noch kurz um Magda kümmern.“

„Sehr gut. Kommst du etwas essen?“

Davids Bauch war schon wieder völlig leer, deshalb wäre er ihr gerne sofort in die Küche gefolgt. Stattdessen erwiderte er: „Gleich, ich gehe nur noch kurz nach oben.“

Vorsichtig schob er sich an ihr vorbei und ging zur Treppe. Ihn quälten noch immer die Erinnerungen von dem Mann am Balken, wann immer er die Treppe betrat. Aber mit der Zeit verblassten sie mehr und mehr. Denn aus dem, was sich nun hinter der Tür verbarg, schöpfte er jeden Tag neue Hoffnung.

Er erreichte das Ende der Treppe und betrat das ehemalige Schlafzimmer. Vor ihm lag das quadratisch angelegte Beet. Mehrere Schubkarrenladungen Erde hatten sie die Treppe nach oben getragen und hier unter den beiden großen Fenstern aufgeschichtet. Die harte Arbeit hatte sich gelohnt. David kniete sich hin und suchte im Dämmerlicht eine bestimmte Stelle, an der er es vor zwei Tagen das erste Mal gesehen hatte. Seitdem er nur noch ein Auge zur Verfügung hatte, fühlte es sich beinahe so an, als könne er im Dunkeln besser und schärfer sehen. Dort vor ihm kamen noch schwach und zart, aber dennoch mit dem Willen eines Soldaten, die ersten Sprösslinge aus der Erde. Er wusste nicht, ob es Unkraut war, oder eine der Zucchini-Pflanzen, die hier wachsen sollten. Und es war ihm auch egal. Denn es war ein Anfang. Ein Anfang von Arbeit, Enttäuschungen, Freuden und Überraschungen.

Noch einige Minuten saß er noch da und sog den Anblick in sich auf, bis er die kleinen Blättchen nur noch erahnte. Dann wand er sich ab und ging hinunter zu seiner Familie.

